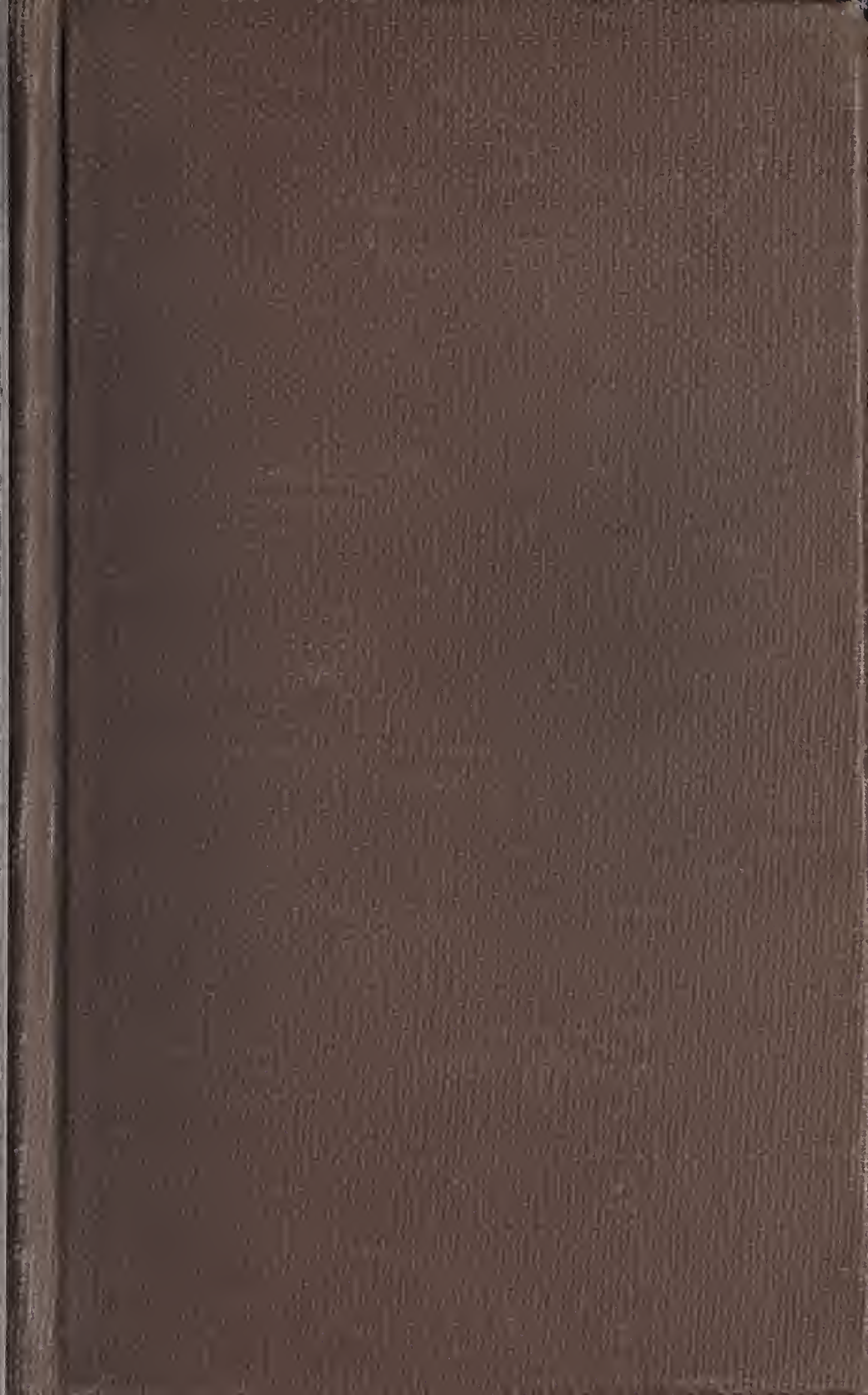
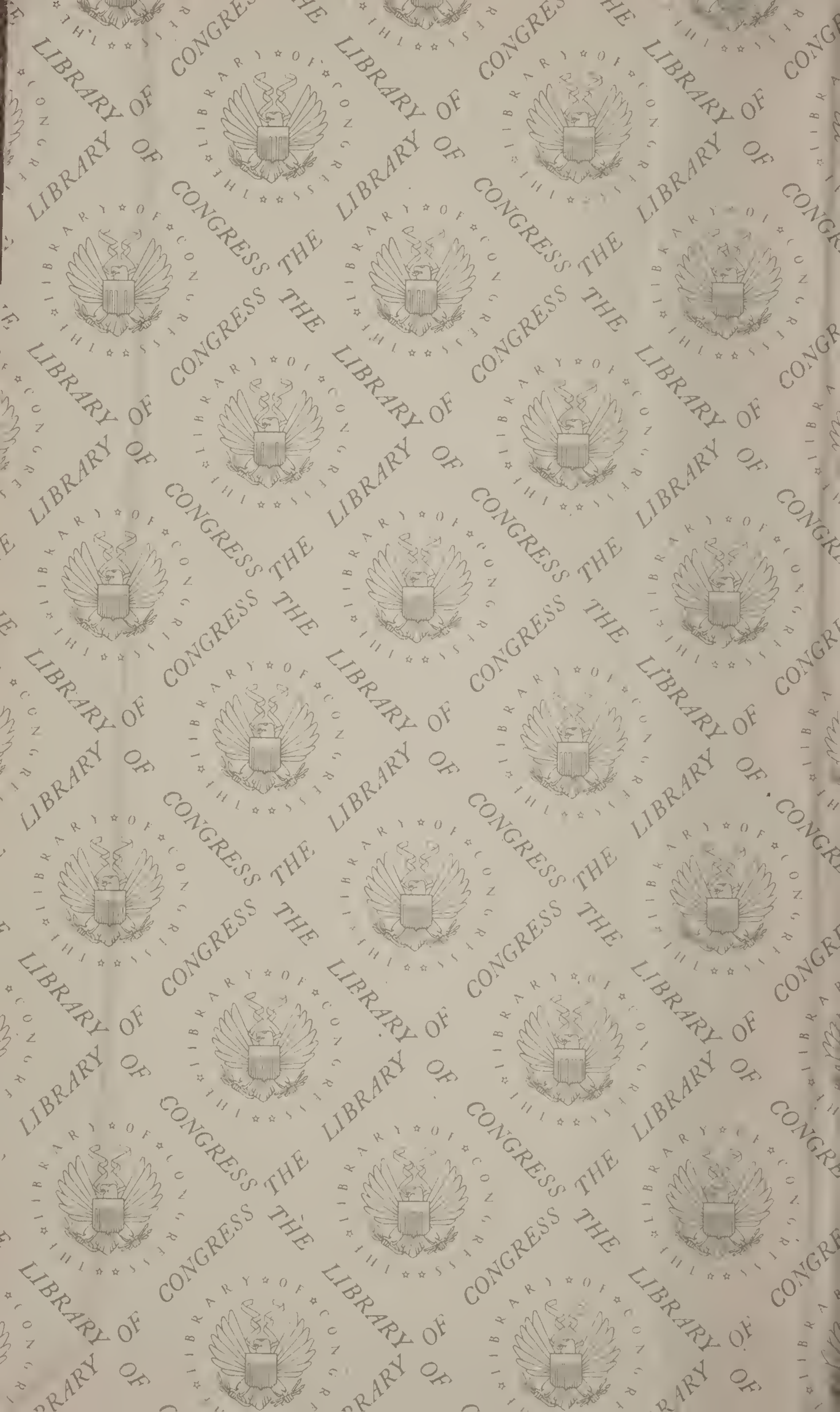
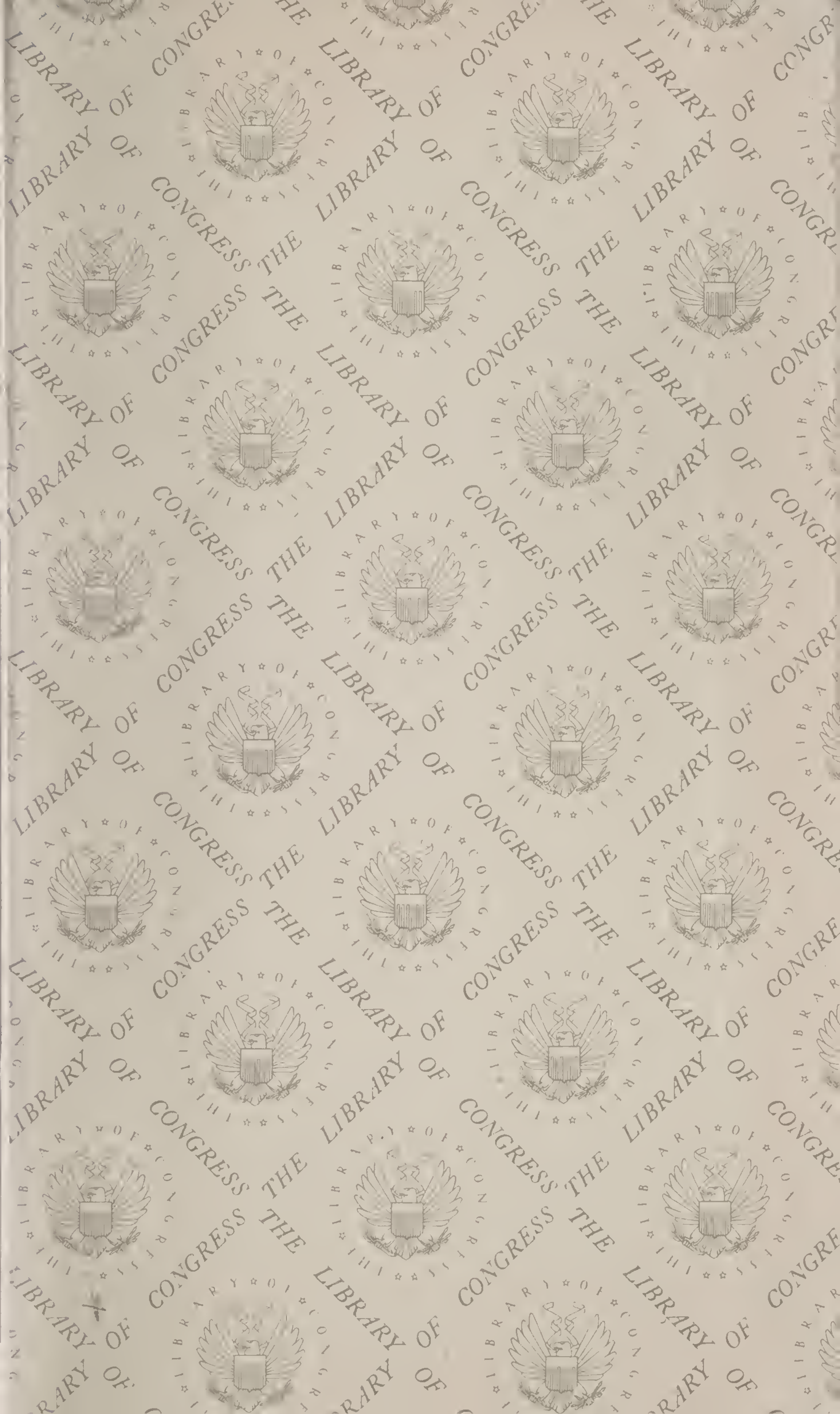
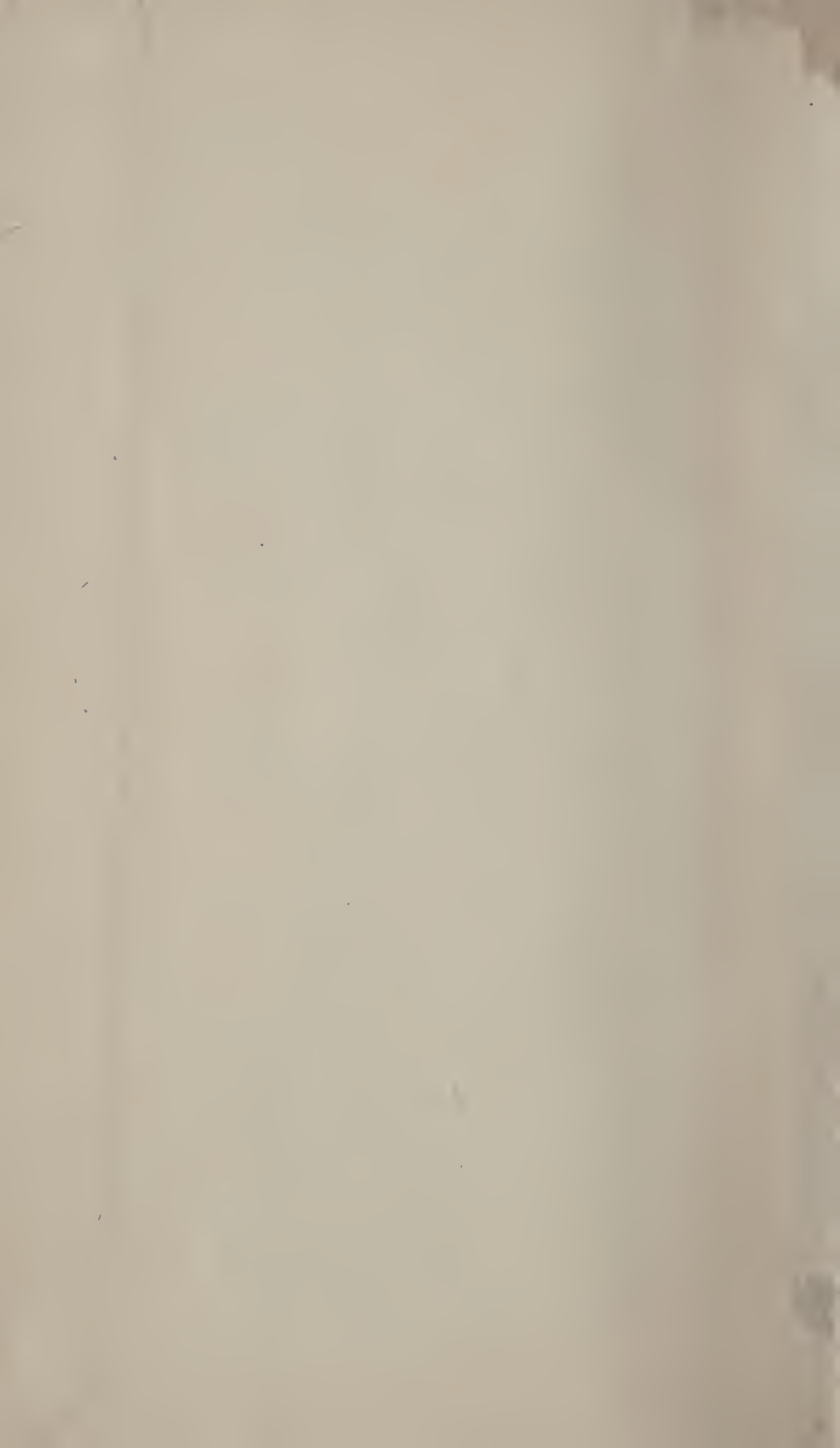



THE LIBRARY OF CONGRESS





Reisen

durch die

vereinigten Staaten von Amerika.

Weindel

Herausgegeben

von

M. Buhle.



Ersten Bandes
erster und zweiter Theil.

Nürnberg,
in der Raspeschen Buchhandlung,
1808.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Theil.

Zweiter Theil.



Reise
durch die vereinigten Staaten von Amerika.

In der Absicht, eine Reise durch die nordamerikanischen Freistaaten zu machen, und mein Glück daselbst zu versuchen, schiffte ich mich am 7ten Jänner 1798 zu Bristol auf einer Schnaue von 200 Tonnen ein. Die Ueberfahrt kostete mich nur sieben Karolins, und der Vorrath von Lebensmitteln, den ich mir in Gesellschaft von zwei andern Reisenden anschaffte, betrug ausserdem noch drei Karolins. Ich führe dieses an, um zu zeigen, mit wie wenig Kosten man den atlantischen Ocean durchsegeln kann.

Da ich schon mehrmalen die Linie passirt und das Vorgebirg der guten Hoffnung umschifft hatte, so war das Weltmeer ein bekanntes Element für mich, und während alles um

mich herum krank und elend war, befand ich mich vollkommen gesund und munter. Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt, und schon am 18ten März kamen wir zu Neuyork an. Sobald ich ans Land gestiegen war, ließ ich es meine erste Sorge seyn, einen Empfehlungsbrief, den ich an einem dasigen Kaufmann von einem Freunde in London mitgebracht hatte, abzugeben. Ich kann aber nicht sagen, daß ich mit Urbanität, so wie ich es erwartet hatte, empfangen worden wäre, und auch meines Freundes Brief konnte das Gesicht des finstern Amerikaners nicht aufheitern.

Ich war nunmehr ganz mir selbst überlassen, und mußte allein für mein weiteres Fortkommen sorgen. Ich befand mich zwar auf einer verwandten Küste; allein ich konnte in dem ganzen weiten Lande nicht einen einzigen Menschen finden, mit dem ich mich über meine Aussichten hätte besprechen können. Der Brief, der allein mir ein günstiges Schicksal hätte bereiten sollen, war ohne alle Wirkung geblieben, und ich stand jetzt in dem fröhlichen Gewühl einer volkreichen Stadt verlassen und traurig da.

Diese melancholischen Betrachtungen über meine Lage dauerten jedoch nicht lange, denn ich fand unverhofft einen Freund in einem Manne, der selbst unglücklich gewesen war, und daher gelernt hatte, an dem Unglück anderer Theil zu nehmen. Ich machte nämlich zufälligerweise die Bekanntschaft des Herrn Caritat, eines Buchhändlers, der mich, sobald er von meiner Lage unterrichtet war, mit derjenigen Wärme anredete, die nicht sowohl Neugierde verräth, als den aufrichtigen Wunsch, nützlich zu werden. Er erkundigte sich nach meinen Planen und Aussichten. Ich sagte ihm, daß ich irgendwo eine Stelle als Hauslehrer zu erhalten wünschte. Als Hauslehrer! rief er heftig aus. Gütiger Gott! die Arbeit des Sisyphus in der Hölle ist nichts gegen die eines Hauslehrers in Amerika! Schreiben Sie eine schöne Hand und verstehen Sie sich gründlich auf das Rechnen? — Nein! — Dann taugen Sie nicht zu einem Hauslehrer. Ihr Griechisch und Lateinisch kann Ihnen dazu nichts nützen; Sie brauchen weder Logik noch Rhetorik zu verstehen, wenn Sie nur schön schreiben und gut rechnen. Können Sie es geduldig anhören, wenn

man Sie mit einem wegwerfenden Tone Schulmeister nennt? — Nein! — Dann taugen Sie nichts zu einem Hauslehrer. Können Sie es über sich gewinnen, nur einen einzigen Schlag an die Hausthüre zu thun, damit die Familie sogleich merke, daß nur der Hauslehrer draussen ist; und können Sie alsdann gelassen eine halbe Stunde warten, bis ein Bedienter oder die Hausmagd sich herabläßt, Ihnen die Thüre aufzumachen? — Nein! — Dann taugen Sie nichts zu einem Hauslehrer. Können Sie in Gesellschaft ein tiefes Stillschweigen beobachten, um Ihre Unbedeutenheit zu erkennen zu geben; und können Sie es vertragen, daß man Ihnen bei Tische immer zuletzt, und sogar nach dem untersten Comtoir-Diener vorlegt? — Nein! — Dann taugen Sie nichts zu einem Hauslehrer. Können Sie zweimal an jedem Sonntage den Kindern die Bibeln und Gesangbücher in die Kirche nachtragen? — Nein! — Dann taugen Sie nichts zu einem Hauslehrer. Können Sie mit der Sonne aufstehen und unterrichten bis zum Frühstück; Ihr Frühstück verschlucken und unterrichten bis zum Mittagessen; Ihr Mittagessen schnell verschlingen und wieder unterrichten

bis zur Theezeit, und dann von der Theezeit an bis man ins Bett geht, die unbedeutendste, verächtlichste Rolle in dem Besuchzimmer spielen? — Nein! — Dann taugen Sie nichts zu einem Hauslehrer. Nein, mein Herr! die Stelle eines Hauslehrers ist die letzte, zu der ich Ihnen rathen möchte, denn so wie Pompejus, so oft er das Gebiet eines Tyrannen betrat, einen Vers aus dem Euripides herzusagen pflegte, der den Gedanken ausdrückte, daß es jetzt um seine Freiheit geschehen sey, eben so muß auch ein Gelehrter, der die Stelle eines Hauslehrers in einer Familie in Amerika annimmt, sogleich ausrufen: Ich habe meine Unabhängigkeit verlohren! — Ich bin zwar nicht Ihr Landsmann, fuhr Herr Caritat fort, allein ich bin wenigstens aus dem nämlichen Welttheile, denn ich bin in Frankreich geboren und erzogen worden. Ich will Ihnen daher einen Vorschlag thun, und werde mich freuen, wenn ich Ihnen dienen kann; allein zugleich muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß es nicht ohne eigenes Interesse geschieht, denn der Dienst, den ich Ihnen leisten will, soll hoffentlich auch mir selbst nützlich werden. Ich weiß, daß Sie die Sprachen voll-

kommen verstehen, und mit ihnen vertraut sind. Nun habe ich aber vor wenigen Tagen Buonaparte's Feldzug in Italien von Bordeaux aus erhalten, und wünschte eine Uebersetzung davon zu veranstalten. Wollen Sie diese Arbeit übernehmen? Es ist hier keineswegs ein günstiges Land für die Literatur, und die Buchhändler können daher für literarische Arbeiten nur wenig bezahlen. Allein der Ruhm von Buonaparte wird dem Werke Absatz verschaffen, und Ihre Uebersetzung wird Ihren Namen in ganz Amerika bekannt machen. Mit einem Worte, wenn Sie das Werk übersetzen wollen, so bezahle ich Ihnen zweihundert Reichsthaler dafür.

Es hätte bei weitem nicht so viele Worte gebraucht, um mich zu vermögen, die Uebersetzung zu unternehmen. Ich konnte mein Entzücken kaum verbergen; ich drückte das Buch an mein Herz, und sprang damit fröhlich in meine Wohnung.

Ich wohnte in der nämlichen Stube mit einem jungen Manne, der sich selbst einen Arzt nannte. Ueber die eigentlichen medizinischen

Kenntnisse des Doktors De Bow kann ich nicht urtheilen, allein praktische Erfahrung besaß er wenig oder gar keine, ob er gleich immer schwarz gekleidet ging, mit gravitätischem Ernst einherschritt und eine grüne Brille auf der Nase trug. Während nun der Doktor seine medizinischen Schriften las, arbeitete ich mit eisernem Fleiße an meiner Uebersetzung. Das Original war ein vierhundert Seiten starker Oktavband, und jedesmal, wann ich ihn aufschlug, schien er mir an Stärke zugenommen zu haben. Allein der goldne Traum von Ruhm, verbunden mit der Aussicht auf den Gewinn, stärkte mich in meinem Fleiße, so daß schon am vierten Junius das Werk dem Beifall der Demokraten und dem Tadel der Föderalisten Preis gegeben werden konnte. Ich hatte jedoch sorgfältig in der Vorrede erklärt, daß ich keiner Parthei angehörte, und daß ich mich nie in die Politik eines Landes mischen würde, worin ich weder eine bleibende Wohnstätte, noch einen einzigen Morgen Landes besaß.

Um diese Zeit miethete sich der Doktor eine andere Wohnnng in dem Hause des Majors

Howe, der in dem Revolutionskrieg mit vieler Ehre gedient, und den Cincinnatus-Orden erhalten hatte. Der Mann war stolz auf seinen Adler; allein das Motto dieses Ordens: Omnia reliquit servare rem publicam, kam mir durchaus unpassend vor, denn es ist bekannt, daß wenige Amerikaner, als sie in der Armee angestellt wurden, viel zu verlassen hatten; Victor ad aratrum redit, wäre meiner Meinung nach viel zweckmäßiger gewesen. Dieß war auch der Fall mit dem Major Howe, der, anstatt auf seinen Lorbeeren auszuruhen, Kostgänger annehmen mußte, um Frau und Kinder zu ernähren. Ich zog mit dem Doktor in seine neue Wohnung, und nahm mir vor, zu essen, zu trinken und fröhlich zu seyn, so lange meine zweihundert Reichsthaler dauern würden. Für einige von den schön gestempelten Goldstücken kaufte ich mir etliche Dutzend Flaschen Maderawein, und wenn die Mittagshitze vorüber war, so schlürfte ich mit dem Major und dem Doktor den köstlichen Saft unter einem Baume im Garten aus.

Meine Uebersetzung verschafte mir die Bekanntschaft mehrerer angesehener Personen in

Neuyork, und unter andern auch die des berühmten Obersten Burr, der bei der letzten Wahl zum Vice-Präsidenten der vereinigten Staaten ernannt worden ist.

Er ist ein Mann von dem hellsten Verstande und den ausgebreitetsten Kenntnissen. In dem Revolutionskriege diente er mit großer Ehre, und nach Beendigung desselben widmete er sich gänzlich der Rechtsgelehrsamkeit, die er mit ausgezeichneten Talenten betrieb. Endlich wurde er als Repräsentant seines Staates in den Senat der vereinigten Staaten abgeschickt, wo er seinen erworbenen Ruhm vortrefflich behauptete, und sich die allgemeine Achtung seiner Kollegen erwarb. Nachdem die Dauer dieses Amtes vorüber war, so kehrte er zu seinen vorigen Geschäften zurück, und betrieb sie wieder mit eben der Leichtigkeit, als wenn keine Unterbrechung darinn Statt gehabt hätte.

Das Glück verschaffte mir den Zutritt in das Haus dieses trefflichen Mannes, der mir seinen Tisch und seine Bibliothek zum freien Gebrauch anbot. Die vortheilhafte Aufnahme, die

der Feldzug in Italien gefunden hatte, wovon die ganze erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen war, munterte auch den Herrn Caritat zu andern Unternehmungen von der nämlichen Art auf, und man kann sich denken, daß ich immer sehr bereit war, ihm meine Dienste dazu anzubieten. Nach einiger Zeit erwachte jedoch der Wunsch wieder in mir, das vor mir liegende Continent genauer kennen zu lernen, und ich hielt es für rathsam, zu reisen, während ich noch einige Thaler in der Tasche hätte. Der Doktor erbot sich, mich zu begleiten, und versicherte mich, daß er der beste Fußgänger in der Welt wäre. Ich fragte ihn, was er für einen Zweck bei seiner Reise habe? — Die Welt zu sehen, gab er mir zur Antwort, zu essen, zu trinken, und die Sorgen hinweg zu lachen. Wie wäre es also, Doktor! sagte ich, wenn wir nach Philadelphia giengen? Dieß ist gerade mein Wunsch, versetzte er. Wir wollen unsere Koffer auf der Landkutsche dahin schicken, und zu Fuß hintennach schlendern.

Unser Entschluß war kaum gefaßt, so wurde er auch schon ausgeführt, und wir kamen

schon am folgenden Abend, kurz nach der Landkutsche, zu Elisabeth-town an. Mein Gefährte war äußerst müde, und ging früh zu Bette; ich aber brachte noch einen großen Theil der Nacht mit Lesen zu. Es gibt keine Lage im menschlichen Leben, wo ein Freund der Wissenschaften nicht noch einige Muse fände, um seine Kenntnisse zu vermehren, und diese Beschäftigung hängt von keiner Jahreszeit und von keinem Orte ab. Um ganz den Werth der Zeit schätzen zu lernen, muß man sich nur gewöhnen, jeden kleinen Theil derselben zu benutzen; man muß bedenken, daß Augenblicke, so unbedeutend sie an sich dem Anschein nach sind, durch ihre Menge das Jahr ausmachen.

Den andern Tag kamen wir nach Trenton, wo aber der Doktor, weil er an den Augen litt, nicht mehr weiter wollte. Alle meine Vorstellungen, daß wir nur noch einige Meilen zu gehen hätten, waren vergebens; der Sohn des Paracelsus war unerbittlich, und es blieb mir nichts anders übrig, als ihm noch den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen, der darin bestand, daß ich ihm eine Binde über die Augen

band, und ihn in diesem Zustande in sein Zimmer führte. — Ich setzte hierauf meine Reise fort.

Von Trenton aus ließ ich mich in einem Boot über den Delaware setzen, und hatte dabei einen ältlichen Mann in der Tracht eines Quäkers zum Gefährten. Seine Blicke waren lauter Wohlwollen, und der Ton seiner Stimme war sanft und mild; aber es ist eine ewige Wahrheit, daß man in keines Menschen Angesicht ganz das Gepräge seiner Seele findet! Als wir an dem entgegengesetzten Ufer landeten, kam ein armer alter Soldat, der ganz lahm war und an Krücken ging, auf uns zu, und bat um ein Allmosen, weil er in dem langen Kriege für unsere Freiheit gefochten habe, und von einem Hessen zum Krüppel wäre gehauen worden. Dies sind die Früchte des Kriegs, rief der Quäker aus. Schandfleck der Menschheit; Thiere leben in Eintracht, die Menschen aber morden sich. Hättest du der Erinnerung der Schrift gefolgt, so wärest du nicht verwundet worden! — Was ist das für eine, Herr? — Wenn Dich Jemand auf den Backen schlägt, so reiche ihm auch den andern dar. — Und folgten

Sie, mein Herr! der Erinnerung der Schrift, so schlügen Sie mir ein kleines Allmosen nicht ab. — Was ist das für eine, Freund? — Wenn ein Armer von dir borgen will, so drehe ihm nicht den Rücken zu. — Die Stelle kenne ich nicht, versetzte der Quäker. — Sie steht doch in dem neuen Testament, sagte der Bettler. — Mit der Wohlthätigkeit muß man in seinem eignen Hause anfangen, murmelte noch der Quäker, und setzte seinen Weg eilends fort. Ich ließ mich hierauf mit dem Krüppel in ein Gespräch ein; denn, um Menschen kennen zu lernen, muß der Reisende nicht allein mit den Söhnen des Glücks und des Wohlstandes umgehen, sondern unter den Kindern des Unglücks muß er Beispiele von Ergebung und Seelenstärke suchen; nur von dem Dürftigen und Elenden können wir Unglück und Jammer ohne Murren ertragen lernen.

Ich ging noch ohngefähr eine Meile an dem Ufer des Delaware fort; als mich aber die Landkutsche einholte, so setzte ich mich, weil der Weg sehr kothig war, als blinder Passagier ein, und kam bei guter Zeit in Philadelphia

an. In dieser nordamerikanischen Hauptstadt hatte ich eine große Lebhaftigkeit und ein Gewühl von Menschen erwartet; allein zu meinem Erstaunen herrschte in allen Strassen eine melancholische Stille, die meisten Kaufleute hatten ihre Läden verschlossen, und die ansehnlichsten Häuser waren von ihren Bewohnern verlassen. In dem Gasthofe hörten wir nichts als Klagen über das gelbe Fieber, das vor kurzem ausgebrochen war, und täglich schrecklichere Verheerungen anrichtete.

Am andern Morgen war mein erster Gang in den Buchladen, über dessen Eingang die Büste von Franklin prangte; zum Unglück konnte der Buchhändler diesen Kopf nicht auf seine eigenen Schultern setzen! Ich fand übrigens in zwei Zimmern eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Büchern, und ich brachte hier in den drei ersten Tagen fast alle meine Zeit sehr angenehm zu. Allein am vierten fand ich das Haus verschlossen, und erfuhr, daß der Buchhändler vor dem gelben Fieber, das sich von Tag zu Tage verheerender über die Stadt ausbreitete, die Flucht ergriffen hatte.

Philadelphia bot jetzt wirklich ein schreckliches Schauspiel dar. Angst und Schrecken lagen auf allen Gesichtern, und in den Strassen erblickte man nichts mehr als Särge, die ohne alle Begleitung hinausgetragen wurden. Man war bei jedem Schritte gezwungen, über die Veränderlichkeit des menschlichen Lebens und die Eitelkeit aller Dinge traurige Betrachtungen anzustellen. Im Frühling war die Stadt noch ein Schauplatz von Fröhlichkeit und Freude gewesen, und jetzt im Sommer war sie ein furchtbares Grab. Alle Gerichtshöfe, alle Wirthshäuser, das Theater und alle Tanzplätze waren verschlossen. Der Tod wetzte überall seine Pfeile, und die Gräber standen offen. Niemand war mehr beschäftigt als die Tischler, die kaum fertig werden konnten, Särge zu machen. Besonders unter den Fremden war die Sterblichkeit außerordentlich groß, und wenige Europäer blieben von dieser schrecklichen Krankheit verschont. Der Anfall kommt gewöhnlich sehr plötzlich, und schon nach wenigen Stunden erreicht das Uebel einen schauderhaften Grad. In den Adern des Unglücklichen, der gestern noch von Gesundheit strotzte, brennt ein verzehrendes

Feuer; die Schlaf-Pulsadern laufen an, und drohen zu bersten; die Haut wird ganz gelb; es erfolgt ein Erbrechen; alle Kräfte schwinden gänzlich, die Zunge hängt zum Munde heraus, und der Unglückliche stirbt gewöhnlich schon am dritten Tage im Wahnsinn.

Bei der allgemeinen Furcht vor Ansteckung sind die Neger die einzigen, die noch den Sterbenden beistehen und die Gestorbenen begraben. Man hat die Erfahrung gemacht, daß sie weniger für diese Krankheit empfänglich sind, und nicht so leicht davon angesteckt werden *); allein viel einleuchtender ist ein anderer Grund ihrer Dienstleistungen. Sie ziehen nämlich dem Verstorbenen seine Kleider aus, und schmücken sich mit der Beute, die sie in dem Lager des Königs der Schrecken machen. Eine Dame in

---

*) Diese Erfahrung hat sich auch im vorigen Herbste im südlichen Spanien, wo diese Krankheit so furchtbar wüthete, daß allein in Mallaga innerhalb vier Monaten 26,000 Menschen dadurch hinweggeraft wurden, vollkommen bestätigt. Man will zugleich bemerkt haben, daß das gelbe Fieber dem weiblichen Geschlecht weit

Philadelphia theilte mir die Bemerkung mit, daß die Neger niemals so gut gekleidet waren, als nach dem gelben Fieber.

Nachdem ich ungefähr eine Woche in Philadelphia zugebracht hatte, ohne weiters etwas von meinem Freunde, dem Doktor, gehört zu haben, so traf ich ihn eines Abends ganz unvermuthet auf der Strasse an. Er war erst vor wenigen Stunden angekommen; wir freuten uns, einander wieder zu sehen, aber da jetzt in Philadelphia alle Geschäfte durchaus stockten, und die Atmosphäre täglich verpesteter wurde, so hielten wir es der Klugheit gemäß, die Stadt sobald als möglich zu verlassen. Zum Glück fanden wir ein Schiff, daß eben fertig war, um nach Charlestown, in Südkarolina, abzusegeln; wir schlossen daher einen Akkord

---

weniger gefährlich ist, als dem männlichen, und daß besonders alte Weiber äußerst selten davon befallen werden. Diese letztern können sich ohne alle Gefahr den Kranken nähern, und sie warten. Ueberhaupt sollen Personen von einer schwachen Konstitution weit besser durchkommen, als die, so einen robusten Körper haben.

wegen der Ueberfahrt ab, und ließen sogleich unser Gepäck hinein tragen. Die Fahrt auf dem Delaware war entzückend schön, denn die Ufer dieses Flusses sind vielleicht die reizendsten, die man irgendwo finden kann. Bald kamen wir in die offene See, und glitten fröhlich auf den Wellen des atlandischen Meeres hin. Nach sechs Tagen legten wir uns bei dem Fort Johnson vor Anker, wo uns der Hafenarzt den Befehl überbrachte, daß wir vierzehn Tage Quarantaine halten müßten. Nach dieser Frist stiegen wir zu Charlestown ans Land; der Doktor de Bow hatte ein schwarzes Kleid angezogen, und, ob er gleich noch ein ganz junger Mann war, sich eine ungeheure Brille auf die Nase gesetzt. Von dieser Stunde an war ich nicht mehr im Stande, ihm durch irgend einen Einfall das geringste Lächeln abzuzwingen; im Grunde that er aber hieran sehr wohl, denn er befand sich jetzt ohne alle Bekannte auf einer fremden Küste, und dieses ernste, feierliche Wesen war der einzige Freund, von dem er gute Empfehlungen hoffen konnte. Es dauerte auch wirklich nicht lange, so wußte er sich mit Hülfe seiner geläufigen Zunge und einiger auswendig

gelernter lateinischer Floskeln einen bedeutenden Ruf zu erwerben; er miethete bald eine schöne Wohnung, und schon nach den ersten Wochen fehlte ihm nur noch eine Equipage, um unter die angesehensten Aerzte von Charlestown gerechnet zu werden.

Da ich eine tägliche Beschäftigung, durch die ich zugleich auch meinen Unterhalt verdienen könnte, zu erhalten wünschte, so meldete ich mich in einem öffentlichen Blatte für die Stelle eines Hofmeisters in einem ansehnlichen Hause, wobei ich zugleich sorgfältig bekannt machte, daß ich der Uebersetzer von Buònaparte's Feldzug in Italien wäre. Der Herausgeber der Zeitung versicherte mich sogleich, daß ich hundert Stellen für eine bekommen könnte, und daß mir gewiß schon am andern Morgen Anträge von dieser Art würden gemacht werden. Seine Prophezeihung traf auch richtig ein, denn schon am andern Morgen erhielt ich von einem Pflanzer, der eine kleine halbe Stande von der Stadt entfernt lebte, eine dringende Einladung, ihn am Nachmittag zu besuchen. Ich that es. Alles in seinem Hause kündigte Ueberfluß und Reichthum

an. Herr H * * empfing mich mit dem groben Uebermuthe des Glücks. Sind Sie der Mann, redete er mich an, der eine Stelle als Hofmeister in einer angesehenen Familie zu erhalten wünscht? — Ich antwortete ihm durch eine Verbeugung.

Der Pflanzer. Was besitzen Sie für Kenntnisse?

Ich. Ich verstehe vollkommen die lateinische und französische Sprache, und auch die griechische ist mir nicht ganz fremd; Geschichte und Geographie waren mir ein vorzügliches Studium, und in der Literatur meines Vaterlandes glaube ich vollkommen bewandert zu seyn.

Der Pflanzer. Können Sie auch gut treiben*)?

Ich. Treiben? In der That, mein Herr, ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.

---

*) Das Wort Treiben erfordert einige nähere Erläuterung. Von einem Aufseher über eine Pflanzung, dessen Geschäft es ist, mit der Peitsche in der Hand die Subordination unter den

Der Pflanzer. Ich meine, ob Sie auch im Stande sind, Ihre Schüler in gehöriger Zucht und Ordnung zu erhalten?

Ich. Zuverläßig; wenn Sie sie nämlich ganz meiner Leitung überlassen werden.

Der Pflanzer. Daraus kann aber bei mir nichts werden; denn Madame H * * behält sich die Oberaufsicht über Ihre Schule vor.

Ich. Madame H * * wird mir sehr viele Ehre erzeigen.

Der Pflanzer. Sie müssen wissen, daß Madame H * * in dem wahren Sinne des Worts eine gelehrte Frau ist; sie schreibt eine schönere Hand als irgend eine Dame in Charlestown, und hat auch in jüngern Jahren ein wenig französisch verstanden. Ihre älteste Tochter ist ein wahres Wunder für ihr Alter; im

---

Negern zu erhalten, wird gesagt, daß er gut treibt, und da Herr H * * ehemals selbst ein solcher Aufseher gewesen war, so war ihm dieser Ausdruck zur andern Natur geworden.

neunten Jahre konnte sie schon auf ein Haar sagen, ob ein Pudding genug gekocht war, und jetzt, wo sie kaum eilf alt ist, kann sie schon Pope's Ode an die Einsamkeit ganz auswendig. Pope war wirklich ein artiger Dichter; meine Frau ist ganz von ihm eingenommen. Sie haben ihn doch gelesen? Was halten Sie von seinen Gedichten?

Ich. In seinem Lockenraub zeigt er sehr viel von der lebendigen Einbildungskraft, die den wahren Dichter ausmacht; Sein Versuch über die Kritik steht Horazen's Epistel an die Pisonen wenig nach; seine Satyren —

Der Pflanzer. Ich wundere mich aber, daß Sie nichts von seiner Ode an die Einsamkeit sagen? Madame H * *, die doch eine vollkommene Kennerin ist, nennt diese Ode sein vorzüglichstes, sein erhabenstes Produkt.

Ich. Ich zweifle so wenig an der kritischen Beurtheilungskraft von Madame H * *, daß ich Ihrer Meinung nicht zu widersprechen wage.

Der Pflanzer. Das ist Recht, mein Herr! ich sehe es sehr gern, wenn junge Leute hübsch bescheiden sind.

Nunmehr trat auch Madame H * * selbst in das Zimmer, und hinter ihr her kam eine junge Negerin, die eine Pfauenfeder in der Hand trug. Madame H * * erwiederte meine Verbeugung mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken, warf sich auf das Sopha, und befahl in einem gebieterischen Tone, daß Prudentia ihr die Fliegen aus dem Gesicht jagen sollte. Zwischen dem Anzug der Dame und dem ihres Mädchens war ein auffallender Kontrast; die Erstere war auf das prächtigste und nach allen Vorschriften der höchsten Mode herausgeputzt, während man durch die zerlumpten Kleider der Andern die schwarze Haut erblickte.

Dieser junge Mann, meine Liebe, fieng nunmehr Herr H** an, ist der nämliche, der sich in der Zeitung um eine Hofmeisterstelle gemeldet hat. Du wirst nach einer kleinen Unterredung mit ihm selbst, urtheilen, ob er die nöthigen Fähigkeiten besitzt, unsere Kinder zu un-

terrichten, und ihnen eine liberale Erziehung zu geben.

Madame H**. Vor allen Dingen muß er gute Zeugnisse aufzuweisen haben, denn ich bin in der Wahl eines Hofmeisters nicht leicht zu befriedigen.

Herr H**. Stelle ihn vor der Hand nur über literarische Gegenstände auf die Probe. Er-scheint Pope'n gelesen zu haben ...

Madame H**. So! Was sagen Sie denn, mein Herr! zu Pope's Ode an die Einsamkeit?

Ich. Es ist ein recht artiges Gedicht für ein Kind, Madame!

Madame H**. Ein artiges Gedicht für ein Kind! Gott sey uns gnädig! Es ist das erhabenste Gedicht, das je geschrieben worden ist. Uebrigens ist der Geschmack der Menschen verschieden! Haben Sie auch die Werke von Doktor Johnson gelesen? Was halten Sie für das vorzüglichste darunter?

Ich. Wenn Sie von seinen Gedichten sprechen, Madame, so muß ich, Ihrem vorigen

Urtheile gemäß, seiner Grabschrift auf eine Ente, die er, wenn ich nicht irre, in einem Alter von kaum vier Jahren gemacht hat, den entschiedenen Vorzug geben. Sie steht Pope's Ode an die Einsamkeit um nichts nach.

In diesem Augenblicke kam die älteste Tochter der gelehrten Dame in das Zimmer. Komm, meine Tochter! rief ihr diese zu, laß den Herrn hören, wie du die Ode an die Einsamkeit hersagen kannst. Verschonen Sie mich, Madame! rief ich voll Angst aus, und griff nach meinem Hut, um mich zu empfehlen.

Sie müssen das Kind hören, schrie Herr H * * —

Ich bitte, mein Herr! verschonen Sie mich, erwiederte ich.

Madame H * *. Es wird nicht länger als höchstens zehn Minuten dauern.

Ich. Zehn Minuten, Madame! machen den sechsten Theil einer Stunde aus, die nie mehr wiederkehren wird!

Herr H * *. Die Höflichkeit erfordert es aber — — —

Ich. Ich bitte inständig, mich zu verschonen.

Herr H**. Ich kann Sie nicht verschonen; ich werde Sie als Hofmeister annehmen, und habe folglich das Recht, Unterwürfigkeit von Ihnen zu fordern. Es kann seyn, daß ich Ihnen einen Jahrgehalt von funfzig Karolin gebe.

Belieben Sie daran nicht weiter zu denken, erwiederte ich, denn auch mit dieser Stelle werden Sie die Güte haben mich zu verschonen.

Ich machte nun allen dreien eine kurze Verbeugung, und ging eilends fort.

Diese ganze Scene habe ich wörtlich treu beschrieben, um wo möglich das Schicksal der Hofmeister in Amerika in Etwas dadurch zu verbessern.

Mögen die dummstolzen Pflanzer, wenn sie dieses lesen sollten, sich an dem aufgestellten Beispiele spiegeln!

Es dauerte nicht lange, so verschafte mir meine Ankündigung in der Zeitung einen abermaligen Antrag.

Der Direktor von der Schule zu Charlestown lud mich durch ein Billet ein, ihn in seinem Hause zu besuchen. Ich fand Herrn Drone in seiner Studierstube, wie er eben mit feierlichem Ernst das gewichtige Lexikon von Schrevelius um Rath frug. Ich wurde wider Willen von einer geheimen Ehrfurcht ergriffen, denn ich stand vor einem Manne, der äußerst gelehrt seyn mußte, da durchaus keine andern Bücher als Folianten auf seinem Bücherbrete zu sehen waren. Wie unermeßlich, dachte ich, muß die Gelehrsamkeit dieses Professors seyn, da er jedes Buch von gemeinem Format verachtet. Jedes Thier auf der Erde findet instinktmäßig die Nahrung, die ihm angemessen ist, und ein Professor kann nur aus Folianten Kenntnisse sammeln.

Herr Drone empfieng mich mit all den kleinlichen Förmlichkeiten, die eingeschränkten Köpfen so wichtig scheinen. Uebrigens sprach er sehr gelehrt. Er beklagte den Verfall der Literatur in England und Amerika, versicherte, daß der Geschmack ganz ausgeartet sey, und jammerte, daß der Geist des Zeitalters, worin die

Schriftsteller noch nicht nach neuen Ideen und Bildern der Einbildungskraft haschten, sondern wo sie Lexika kompilirten und sich bemühten, die Lesart und Interpunktion der alten Dichter wieder herzustellen, so gänzlich erloschen sey. Hierauf fragte er mich, ob ich im Lateinischen bewandert wäre, und auf meine Bejahung brachte er einen Horaz in Folio zum Vorschein, und forderte mich auf, ihm eine Ode daraus zu übersetzen und zu konstruiren.

Nie in meinem Leben war der Horaz ein so furchtbarer Anblick für mich gewesen. In den gewöhnlichen Ausgaben hatte er mich vorher immer mit einem gefälligen Lächeln angeblickt; aber jetzt stand er wie ein alter Murrkopf vor mir, und sein Text war unter dem Schutt von Anmerkungen gänzlich begraben.

Die Uebersetzung ging noch glücklich von statten, aber bei dem Konstruiren versicherte mich der Professer mit ernsthaft wichtiger Miene, daß ich noch gar manches zu lernen hätte! Demohngeachtet nahm er mich zuletzt auf drei Monate als Gehülfen in seiner Schule an,

und hatte dabei die Eitelkeit, mich zu versichern, daß ich hierdurch fama super aethera notus werden würde.

Ich wollte mich eben entfernen, als sein erster Lehrer ins Zimmer trat, dem mich der Professor sogleich vorstellte. Herr Georg las in der Schule die griechischen und lateinischen Klassiker, und zeichnete sich eben so sehr durch seinen hellen Geist, als durch seine Gelehrsamkeit aus. Wir machten noch an dem nämlichen Tage nähere Bekanntschaft mit einander, und ich fand bald, daß er eine bessere Stelle, als die eines Sylbenstechers verdiente. Wir lachten mit einander über die Pedantereien des Professors, und ereiferten uns über die Kopfgelehrsamkeit so mancher Wichte, die von allen großen Geistern der Gegenwart und Vorzeit sprechen, und bei aller ihrer Belesenheit doch häufig keinen Menschenverstand besitzen.

Ich kann nicht beurtheilen, ob ich Fähigkeiten genug besaß, die mir übertragene Lehrerstelle an der Schule ganz auszufüllen, allein das weiß ich, daß ich mir es angelegen seyn ließ, mein Amt mit Würde zu verwalten; ich nahm

ganz das Aussehen eines Schulmannes an, und wenn ein alberner Junge mich klotzig ansah, so wußte ich ihn sogleich durch einen finstern Blick zurück zu schrecken. Aber länger als sechs Wochen konnte ich mir dennoch aus der Ehre, die ich genoß, nichts machen; es ist nur eine kurze Zeit, aber für mich dauerte sie unaussprechlich lange. Der Professor beschwerte sich endlich, daß ich unter allen Lehrern immer zuletzt in die Schule käme, und meine Antwort darauf war, daß ich meine Entlassung forderte.

Ich war nun wieder ohne Dienst, aber darum keineswegs besorgt für meinen künftigen Unterhalt; denn schon vor einigen Wochen hatte mir ein Pflanzer, Namens Drayton, der unermeßliche Waldungen im Innern des Landes besaß, den Antrag machen lassen, bei ihm und seiner Familie zu leben, und die Erziehung seiner Kinder zu besorgen. Ich entschloß mich daher jetzt, nach Corsohatchie, einem unbedeutenden Dorfe, ohngefähr achtzig englische Meilen von Charlestown, in dessen Nähe die Pflanzung von Herrn Drayton lag, abzureisen. Wir waren zwar im Monat Nopember,

allein

allein der Winter in Karolina, ob er gleich den Einzebohrnen sehr kalt zu seyn scheint, weil diese in den Sommermonaten von der Hitze gleichsam durchglüht werden, kommt einem, der an die Kälte gewöhnt ist, äußerst milde vor. Bei dem heitern Himmel entschloß ich mich, die Reise zu Fuße zu machen; wer wollte sich über diese Art zu reisen schämen, da auch Plato und Pythagoras, da Goldsmith und Rousseau zu Fuße gereist sind? Ich ging immer auf der Strasse hin, die nach Savannah führt, und schon am dritten Tage kam ich bei guter Zeit nach Coosohatchie, von wo ich noch einen Weg von zwei Stunden durch die Wälder zu machen hatte, um das Ziel meiner Reise zu erreichen.

Coosohatchie ist ein kleines Dorf ungefähr auf dem halben Wege zwischen Savannah und Charlestown; es besteht aus der Wohnung eines Richters, einem Gefängniß, dem Hause eines Grobschmidtes und einigen wenigen andern Gebäuden. Ein kleiner Fluß fließt hart daran vorbei, an dessen öden Ufern man noch eine Menge Spuren findet, daß sie ehe-

mals von Indianern bewohnt gewesen sind; in den unermeßlichen Waldungen, die dicht an dem Dorfe ihren Anfang nehmen, liegen hier und da einige wenige Baumwolle- und Reispflanzungen, deren Boden die armen Negern mit ihren Thränen benetzen. Auf einer von diesen Pflanzungen war es, wo ich den ganzen Winter von 1798 und den darauf folgenden Frühling zubrachte.

Ich wurde vom Herrn Drayton und seiner Frau äusserst freundlich und gütig aufgenommen, und genoß in seinem Hause jede Bequemlichkeit, die der Reichthum gewähren kann. Um sich eine Idee von der Pflanzung selbst zu machen, so denke man sich einen Weg von mehrern Stunden, der von der Savannahstrasse ab, ununterbrochen durch einen dickverwachsenen Wald, zu einem hölzernen Hause führt, das mit Reis- Korn- und Baumwollenfeldern umringt ist. Rechts steht eine Küche und einige Wirthschaftsgebäude, links ein Stall und eine Kutschenremise; etwas weiter hin sieht man eine Reihe von Negerhütten, eine Scheune und einen eingezäunten Hof; dies alles ist ringsum

mit himmelhohen Tannen- und Eichenwäldern umringt. Ich fand anfangs die tiefe schauerliche Stille, die in dieser Jahrszeit in den Waldungen herrschte, äußerst unangenehm und traurig; allein die liebenswürdige Familie des Herrn Drayton behandelte mich mit einer solchen gütigen Aufmerksamkeit, daß ich schon nach wenigen Tagen mit meiner Lage ausgesöhnt wurde. Als endlich mit dem anbrechenden Frühling, das heißt, schon in den ersten Tagen des März, ein Heer von Vögeln die Wälder belebte, als die Bäume sich mit jugendlicher Pracht schmückten, und eine zahllose Menge von Blumen überall um mich emporsproßten, so fand ich die Gegend äußerst schön, und streifte oft ganze Tage umher, um dieses neue Land genau kennen zu lernen.

Aber auch in die Wälder von Amerika hat Eitelkeit, dieser gewöhnliche Fehler großer Städte, sich einen Weg zu bahnen gewußt, und als ich zum erstenmal die Frau eines Pflanzers in einem mit vier Pferden bespannten Wagen und mit einem großen Troß prächtig gekleideter Bedienter, die zu Pferde nachfolgten, durch die Wälder von Karolina fahren sah, so konnte

ich mich des Lachens kaum erwehren; allein bald machte mir der Gedanke wahren Kummer, daß auch dieses reine Gebiet der Natur in kurzem in einen Schauplatz des Stolzes und des eitlen Gepränges würde verwandelt werden.

Nie in meinem Leben werde ich meinen Aufenthalt in den Wäldern von Südkarolina vergessen; ich war in jeder Rücksicht, und auch durch die freundlichen, wohlwollenden Menschen, mit denen ich lebte, glücklich. Meine Zöglinge bestanden in einem Jungen von vierzehn Jahren, der einen hellen Kopf und ein gutes Herz hatte; in seiner ältern Schwester, einem sehr liebenswürdigen Mädchen, und in einer jüngern, die so schön zu werden versprach, wie ihre Mutter. Diese liebenswürdigen Wesen hiengen bald mit aller Wärme der Jugend an mir, und die Ausbildung ihres Charakters und ihres Geistes verschaffte mir die genußreichsten Stunden meines Lebens. Wie ich mich auf den öftern Spaziergängen mit ihnen unterhielt, um sie an mich zu ziehen, werden meine Leser im zweiten Theile finden.

Der ganze Staat von Südkarolina ist fast durchaus eine ununterbrochene Ebene, die bis auf wenige Dörfer und die angelegten Pflanzungen mit dichten Wäldern bedeckt ist. Das vorzüglichste Produkt des Landes ist Reis; allein wo der Boden nur einigermassen dazu tauglich ist, fängt man nunmehr auch stark an, Baumwolle zu pflanzen. Die Kultur des Indigo's wird dagegen immer mehr vernachläßigt, denn dieses Produkt erreicht in Ostindien einen weit höhern Grad von Vollkommenheit, und es können auch von dort aus alle Märkte von Europa reichlich damit versorgt werden. Durch die Baumwollenerndten muß der Pflanzer in Karolina hauptsächlich seinen Wohlstand vermehren. Die Vegetation in allen Gegenden dieser Provinz ist ausserordentlich kräftig, und der Boden ist mit allen Arten von balsamischen Blumen überdeckt. Daher ist das Land auch reich an Honig, der einen ganz vorzüglichen Wohlgeschmack hat. In den Wäldern gibt es eine Menge Hirschen und Rehe, deren Jagd die Hauptbelustigung der Pflanzer ausmacht. Ich begleitete zuweilen unsere Nachbarn auf diese Jagdpartien, und wenn wir alsdann ungefähr

ein halbes Dutzend Thiere erlegt hatten, so versammelten wir uns in dem Hause eines oder des andern benachbarten Pflanzers, wo sich immer die Mütter, Weiber und Töchter der Jäger in ihren Wägen schon voraus eingefunden hatten. Das Essen bestand dann immer in Wildpret von mancherlei Art, wobei ein köstlicher Maderawein uns zur Fröhlichkeit und Freude stimmte, und uns gänzlich vergessen machte, daß es noch andere Wohnungen für die Menschen gab, als in den Wäldern von Karolina.

Bei diesen Jagdparthien blieb mein Zögling niemals zu Hause; er kannte keine Art von Gefahr, und war ein leidenschaftlicher Jäger. Ich hielt ihn auch nicht davon zurück, und noch weniger suchte ich diese Kühnheit in ihm zu unterdrücken, denn ein Mann, der von dem Schicksal verurtheilt ist, sein ganzes Leben hindurch jeden Winter in den Wäldern zuzubringen, würde sich äußerst unglücklich fühlen, wenn er die wenigen Vergnügungen, die ihm diese anbieten, nicht mit seinen Nachbarn genießen könnte. Ich begleitete ihn sogar sehr häufig auf seinen Streifzügen durch die Wälder, und

wenn wir dann Abends ermüdet zurückkamen, so beeiferte sich die ganze Familie, uns durch Aufmerksamkeiten aller Arten Vergnügungen zu machen. Das Andenken an das Wohlwollen und die zärtliche Freundschaft, die mir von dieser liebenswürdigen Familie in der entlegensten Wildniß von Amerika erwiesen wurde, wird nie in meinem Herzen erlöschen. Allen meinen Wünschen kam man zuvor; ohne mein Begehren wurde der ganze nicht unbedeutende Vorrath von Büchern in mein Zimmer geschaft; es fehlte mir nie an den ausgesuchtesten Schreibmaterialien, und da ich einmal zufällig äußerte, daß mein Vorrath von Cigarro's fast gänzlich erschöpft sey, so wurde ohne mein Wissen ein Neger achtzig englische Meilen weit nach Charlestown geschickt, um eine Quantität von dem besten spanischen Cigarro für mich einzukaufen.

Nur durch den einzigen Gedanken wird das Glück eines Europäers in Karolina getrübt, daß alle seine Bedürfnisse durch Sklaven befriedigt werden. Auf der Pflanzung, wo ich wohnte, belief sich die Anzahl der Neger, mit Inbegriff ihrer Kinder, auf mehr als hun-

dert, und da man im Durchschnitt den Werth von jedem unter ihnen auf siebenzig Karolin rechnen kann, so machen sie alle zusammen für ihren Besitzer ein Kapital von siebentausend Karolin aus. Es lebten immer zwei Negerfamilien gemeinschaftlich zusammen in einer Hütte; ihr Hang zum Stehlen ist aber so ganz unbesiegbar, daß sie sich sogar unter einander selbst alles, was sie bekommen können, zu entwenden suchen. Ich habe oft Herren über diesen unbegreiflichen Hang ihrer Neger klagen gehört; aber was kann man von Menschen erwarten, die von ihrer natürlichen Würde so tief herabgesunken sind; schon bei den Alten drückte das nämliche Wort einen Sklaven und einen Dieb aus.

Seit der Einführung der Baumwollenkultur in Südkarolina hat sich die Anzahl der Neger daselbst beträchtlich vermehrt. Männer und Weiber arbeiten in den Feldern, und da auch die schwangern Negerinnen nicht damit verschont werden, so verursacht das Uebermaaß von Arbeit äußerst häufig, daß sie todte Kinder zur Welt bringen; man kann daher, wenn man in einer Pflanzung viele Kinder antrift, ganz

bestimmt annehmen, daß die Arbeit, die man den Negern auflegt, nicht übermäßig ist. Unglaublich wird man es übrigens finden, daß in Karolina die Kinder aus den angesehensten Familien von Negerinnen gesäugt werden. Es darf daher auch nicht befremden, wenn man etwa eine schöne Dame sagen hört: Richard weint immer, wenn Quasthabaw gepeitscht wird, denn sie hat ihn gesäugt.

Die gesetzgebende sowohl als die ausübende Gewalt in Karolina befinden sich in den Händen der Hausfrauen, und die Männer haben wenig oder gar nichts zu sagen. Dies sehen die Neger sehr gut ein, und wenn daher der Herr befohlen hat, daß sie gepeitscht werden sollen, so flüchten sie sich nicht selten zu den Füßen seiner Frau, und bitten sie um ihre Vermittlung. Allein die Damen in Karolina und besonders die zu Charlestown, haben wenig Liebe und Mitleid für ihre Sklaven; sie schicken vielmehr sowohl die männlichen als die weiblichen für die allerleichtesten Vergehungen in das sogenannte Zuckerhaus, über das ein besonderer Mann die Aufsicht führt, und wo

die Unglücklichen durch eigene, dazu angestellte Knechte unbarmherzig zerhauen werden. Für ein Dutzend Hiebe muß dem Aufseher des Zuckerhauses ein Schilling (ungefähr acht Groschen) bezahlt werden; Männer und Weiber werden bis auf die Hüften nackt ausgezogen, und bei jedem Hieb der furchtbaren Peitsche fliegen Stücke von Haut und Fleisch davon. Madame Drayton versicherte mich, daß ihr einmal eine Dame aus Charlestown gesagt habe, sie fände einen Schilling für ein Dutzend Hiebe abscheulich theuer, und da sie viele Sklaven habe, so wollte sie mit dem Aufseher des Zuckerhauses einen Akkord treffen, daß er sie für ein gewisses Geld das ganze Jahr hindurch peitschen müsse.

Die Folge von dieser grausamen Behandlungsart ist natürlicherweise, daß die Neger sehr häufig davon laufen; sie flüchten gewöhnlich in die Wälder, wo sie, um sich gegen den Hunger zu schützen, überall, wo sie können, stehlen und plündern, und die Unglücklichen werden daher häufig von den Pflanzern wie wilde Thiere todt geschossen.

Das Klima in Südkarolina, so wie das in Georgien, ist vielleicht das heißeste, das auf dem ganzen Erdboden gefunden wird. In der Vorhalle eines Hauses zu Charlestown, wo die Sonnenhitze von keinem andern nahestehenden Gebäude zurück geworfen wurde, sahe ich einmal selbst das Quecksilber in einem Fahrenheitischen Thermometer auf 101 Grad steigen, und in der darauf folgenden Nacht fiel es nicht unter 89 Grad herab. Die thierische Wärme ist zuverläßig geringer als die Hitze des Wetters; ich brachte es durch wiederholte Proben niemals dahin, daß der Thermometer durch die erstere höher als auf 96 Grad stieg. Auf einer Reise, die ich nach Ostindien machte, schrieb ich täglich den Stand des Thermometers sowohl in der Sonne als im Schatten regelmäßig und pünklich auf. Mein darüber geführtes Tagebuch liegt vor mir. Als sich unser Schiff gerade unter der Linie befand, so stand das Thermometer des Morgens um acht Uhr, im Schatten, nur auf 77 Grad, und an dem nämlichen Tage stieg es des Mittags in der Sonne auf 99 Grad. Das Pflaster von Charlestown, und die natürliche Lage von Savannah, die

auf einem sandigen Hügel erbaut ist, tragen allerdings auch vieles zu dieser großen Hitze bei; allein der Grund davon mag liegen, wo er wolle, so ist doch zuverläßig gewiß, daß es nicht an zwei Orten in der Welt heißer ist, als zu Savannah und zu Charlestown. Ich erinnere mich nicht, daß zu Batavia, während meines ganzen Aufenthaltes daselbst, das Thermometer im Schatten auch nur einzigesmal auf 101 Grad gestiegen wäre.

So unerträglich aber die Hitze in den südlichen Provinzen der vereinigten Staaten ist, so plötzlich erfolgen auch die Veränderungen des Wetters. Es ist kein ganz seltener Fall, daß an einem und dem nämlichen Tage die vier Jahrszeiten Statt haben, und daß in dem Zwischenraum von wenigen Stunden Winter und Sommer auf einander folgen. Ich habe selbst einmal zu Charlestown die Erfahrung gemacht, daß an einem Tage das Quecksilber auf 85 Grad stand, und am andern auf 39 Grad herabgefallen war. Der stärkste Grad der Hitze hat gewöhnlich vom Ende des Junius bis in die Mitte des Septembers Statt. In dieser Zeit wer-

den die Damen durch die erschöpfende Hitze durchaus an ihr Sopha gefesselt, und alle ihre Kräfte schwinden so gänzlich weg, daß wenn eine ihr Schnupftuch auf die Erde fallen läßt, sie außer Stande ist, es selbst wieder aufzuheben, sondern eine von ihren schwarzen Zofen, die alle voll Leben und Kraft sind, herbeirufen muß. Auch hierin erkennt man das Gleichgewicht zwischen Gutem und Bösem, das die Natur in allen Verhältnissen des Lebens aufgestellt hat; ein Negermädchen ist in dieser Zeit nicht mehr Sklavin von ihrer Gebieterin, als es diese von ihrem Sopha ist, und die eine strotzt von Gesundheit und Stärke, während die andere kraftlos und ohnmächtig da liegt. Es ist aber auch wirklich ganz außerordentlich, was für einen hohen Grad von Hitze die Neger ausstehen können; ich habe oft gesehen, daß sie, selbst in den allerheissesten Monaten, sich noch sehr eifrig zum Feuer hindrängten, und sich äußerst wohl dabei befanden.

Im Monat Mai 1799 verließ Herr Drayton mit seiner Familie die wilden Waldungen von Coosohatchi, um seine bequemere und

angenehmere Sommerwohnung am Ashley-fluß zu beziehen. Dieser Fluß, der einen sehr reißenden Fall hat, ziemlich breit ist, und sich in den Atlantischen Ozean ergießt, hat sehr pittoreske Ufer, und das Landhaus war mit mehrern wohl angelegten Gärten umringt. Wir brachten einige sehr angenehme Wochen daselbst zu, aber alsdann gingen wir, der Sitte des Landes gemäß, nach Charlestown, wo wir schon eine große Menge von Fremden aus den Wäldern antrafen. Durch diese Zusammenkunft von Pflanzern aus allen Gegenden der Provinz wird Charlestown in dieser Jahrszeit äusserst lebhaft, und es gewährt eine sehr angenehme Unterhaltung, die mancherlei seltsamen Charaktere, Trachten und Sitten auf einem Punkte vereinigt zu sehen. Ich hatte auch das Vergnügen, meinen Freund, den Doktor de Bow, hier wieder zu finden, der unterdessen einen großen Ruf bekommen, und jetzt die gegründetste Hoffnung hatte, sich bald Equipage anschaffen zu können.

Der Aufenthalt zu Charlestown wurde uns durch das gelbe Fieber verdorben, das

sich auch in diesem Sommer, wie fast in jedem Jahre, daselbst einfand; Herr Drayton begab sich daher schon im Monat Julius auf die Insel Sullivan, die ungefehr acht englische Meilen gegen Charlestown über liegt. Aus dem Landhause, das er daselbst besaß, übersah man den atlantischen Ozean, dessen ungestüme Wellen nur in geringer Entfernung von dem Hause an die Insel anschlugen. In dieser reizenden Einsamkeit war ich mit meinen Zöglingen äußerst fleißig; allein der junge Mann seufzte immer nach seinen Wäldern und nach seinen Hunden. In keinem Lande in der Welt pflegen die Einwohner so häufig Familienweise von einem Ort zum andern zu wandern, als in Karolina. Von der Insel Sullivan gingen wir nach einem kurzen Aufenthalte auf das Landhaus am Ashleyfluß, und so angenehm auch hier unser Leben war, so konnte ich mich doch eines geheimen Schauders nicht erwehren, wenn ich an unsere baldige Rückkehr in die Wildnisse von Coosohatchie dachte. Herr Drayton errieth sehr bald die Ursache meines Unmuths, und weil er besorgte, daß ich sein Haus verlassen möchte, so erbot er sich, den

ganzen Winter an den Ufern des Ashleyflusses zuzubringen; er schlug mir sogar vor, sobald der Krieg geendigt seyn würde, mit seinem Sohn eine Reise durch Europa zu machen. Ich erkannte vollkommen den Werth dieser zuvorkommenden Güte, und wenige Menschen würden in meiner Lage dieser reizenden Lockung widerstanden haben; allein ich hatte in dem Lauf des Sommers zu viele Beweise erhalten, wie verderblich diese verpestete Atmosphäre besonders für die Europäer ist; denn die Sterblichkeit war in Charlestown unter den Fremden ganz außerordentlich groß gewesen. Ich ließ mich daher durch keine Versprechungen zurückhalten, sondern trennte mich von dieser liebenswürdigen Familie, von der ich mit so viel Freundschaft und Liebe, als wenn ich ein Glied derselben gewesen wäre, behandelt worden war. Ich wanderte aufs neue hinaus in die Welt, um in einem andern Klima abermals den Schlägen des Schicksals Trotz zu bieten.

Am 15ten Dezember 1799 verließ ich die Familie am Ashleyfluß, in der Absicht, zu Fuß nach Georgetown zu gehen. Auf einer solchen

solchen Reise durch unabsehbare Tannenwälder findet man nur wenige Gegenstände, die beschrieben zu werden verdienen. Einst waren diese Wälder von zahlreichen Stämmen von Indianern bewohnt, von denen jetzt aber keine Spur mehr daselbst vorhanden ist; der größere Theil von ihnen ist durch die Krankheiten und die verfeinerte Ueppigkeit, die die Kolonisten eingeführt haben, ausgerottet worden, und die wenigen Unglücklichen, die noch übrig geblieben sind, haben sich jenseits der Flüsse und Gebirge ein neues Vaterland gesucht.

Der Anblick von Georgetown machte mir, nach einem sechstägigen, höchst langweiligen Marsche, eine ausnehmende Freude; hierzu kam noch das Bewußtseyn, daß ich von meinem Freunde, der mich erwartete, mit offenen Armen würde empfangen werden. Ich fand ihn aber nicht in seinem Studierzimmer, nicht in der Gesellschaft von Griechen und Römern, sondern schlechtweg beim Mittagessen, und auch ich brachte von meiner Reise einen so unklassischen Hunger mit, daß mir die Einladung zu einem fetten Truthahn erfreulicher war, als die gelehrteste Unterhaltung.

Ich brachte einige Wochen sehr angenehm in Georgetown zu. Die Stadt, die an dem südlichen Ufer des Flusses Sampit liegt, ist schön gebaut, und die Einwohner sind nach dem Nationalcharakter der Irländer sehr munter und fröhlich. Während meines Aufenthalts daselbst kam die traurige Nachricht von dem Tode des Generals Washington an. Im Augenblick, wo der Kurier eintraf, war ein großer Theil der Einwohner auf einem Ball versammelt; sogleich war aber alle Fröhlichkeit verschwunden, alle Augen zerflossen in Thränen, und nach wenigen Minuten war der Saal ganz leer. Am folgenden Sonntag wurde dem verstorbenen Vater des Vaterlandes eine feierliche Leichenrede gehalten, wobei kein Auge trocken blieb, und aus allen Ecken der Kirche lautes Stöhnen und Jammern ausbrach.

Nach diesem traurigen Ereigniß hielt ich es für rathsam, sobald als möglich an meine Abreise zu denken; zufälligerweise fand ich auch sogleich ein Schiff in dem Hafen, das eben nach Neuyork absegeln wollte, wo ich beschlossen hatte, mein Glück zu versuchen. Mein Freund,

dem es in Georgetown ebenfalls nicht mehr gefiel, versprach mir in einigen Monaten nachzufolgen, und durch diese Hoffnung eines baldigen Wiedersehens wurde mein Abschied von ihm sehr erleichtert.

Der Bischoff Moore zu Neuyork, an den ich einen Empfehlungsbrief mitgebracht hatte, sagte mir sogleich bei dem ersten Besuch, daß ich zu keiner glücklichern Stunde hätte ankommen können, denn nur erst den Abend vorher wäre er von einem der reichsten Kaufleute in der Stadt ersucht worden, ihm einen Hofmeister für seine Kinder zu verschaffen. Er führte mich auch unverzüglich bei Herrn Ludlow ein, der mich, so wie seine Frau, mit steifer Förmlichkeit empfing; die Unterredung war aber dennoch sehr interessant, denn er bot mir ein schönes Jahrgeld für die Erziehung seiner Kinder an. In den Wäldern von Karolina hatte ich jährlich achtzig Karolins erhalten; Herr Ludlow aber verwilligte mir hundert Karolins. Ich nahm noch an dem nämlichen Tage Besitz von meiner neuen Wohnung, die so schön und geschmackvoll eingerichtet war, daß sich ihrer

kein Fürst hätte schämen dürfen. Meine Zöglinge waren drei sehr sanfte gutgeartete Knaben, die, wenn sie Lust dazu hatten, ziemlich leicht lernten; allein die Eltern hatten mir es zur ersten Pflicht gemacht, sie nie zum Lernen zu zwingen, sondern sie nur durch freundliche Vorstellungen dazu anzuhalten.

Nach einiger Zeit kam auch versprochenermassen mein Freund George nach Neuyork; ich stellte ihn dem Obersten Burr vor, dessen Bekanntschaft ich sogleich bei meiner Ankunft wieder erneuert, und in dessen Hause ich die angenehmsten Stunden verlebt hatte; auch führte ich meinen Freund bei dem Bischoff Moore ein, der mir die Stelle von hundert Karolins verschaft hatte. Ich war ihm dankbar dafür, allein dennoch ging ich mit dem Gedanken um, sie wieder niederzulegen. Mein Freund war in Verlegenheit, auf welche Art er seinen Unterhalt verdienen sollte; mir hingegen hatte der Buchhändler Caritat unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Antrag gemacht, eine Sammlung der besten neuesten Gedichte in einem oder zwei Bänden für ihn zu veranstalten.

Ich stellte daher meinen Freund dem Herrn Ludlow vor, rühmte nach Verdienst dessen große und mannichfaltigen Kenntnisse, und trat ihm dann sogleich meine Stelle ab. Um jedoch offenherzig die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß ich es von Herzen satt hatte, immer nur den Jungen ihre Aufgaben zu korrigiren, und daß ich mich nach einer andern Beschäftigung sehnte. Ich machte mich auch sogleich mit vielem Eifer an die angeführte Sammlung von Gedichten, für welche Herr Caritat mit großen Kosten alle neuere poetische Werke aus London hatte kommen lassen. Sie machten eine so große Schiffsladung aus, daß die Pumpen die ganze Fahrt über beständig im Gange seyn mußten. Um theils ungestört arbeiten zu können, theils auch, weil das gelbe Fieber wieder anfing, Schrecken in Neuyork zu verbreiten, begab ich mich den ganzen Sommer hindurch auf das Land, wo ich mich bei einem Pfarrer einquartierte, und in seiner und einiger weniger Nachbarn Gesellschaft meine Tage sehr angenehm verlebte. Im Winter ging ich wieder nach Neuyork zurück; allein zu meinem Erstaunen und Schrecken sahen wir uns

hier in unserer Erwartung betrogen, denn die Subscribenten für unsere Sammlung von Gedichten strömten nicht, wie wir gehoft hatten, in Menge herbei; wir sahen uns sogar genöthigt, den ganzen Plan vorerst wieder bei Seite zu legen.

In diesem Winter war die ganze Aufmerksamkeit des Publikums einzig und allein auf die Stadt Washington gerichtet, wo sich die Mitglieder der beiden Häuser des Kongresses versammelt hatten, um die Wahl eines Präsidenten der vereinigten Staaten vorzunehmen. Im Jahr 1789 war der General Washington zum Präsidenten ernannt worden, und als im Jahr 1793 die vier Jahre seiner Präsidentschaft verflossen waren, so hatte ihn der Kongreß aufs neue in dieser Stelle bestätigt. Allein im Jahr 1797 hatte Washington selbst gewünscht, sich von den Geschäften des Staates entfernen zu dürfen, und daher seine Stelle bestimmt niedergelegt. Herr Adams war an seiner Statt zum Präsidenten, und Herr Jefferson zum Vicepräsidenten erwählt worden. Bei der gegenwärtigen Wahl aber fiel die Mehrheit der Stimmen auf Herrn Jefferson, und

nach ihm auf den Obersten Burr, so daß der Erstere zum Präsidenten, und der andere zum Vicepräsidenten erhoben wurde. Diese wichtige Wahl zieht immer die Aufmerksamkeit von ganz Amerika auf sich. Es strömte daher auch jetzt eine zahllose Menge von Menschen nach Washington, und da ich in Neuyork keine bestimmte Beschäftigung mehr hatte, so machte ich mich ebenfalls auf den Weg, um die Antrittsrede des Herrn Jefferson, als Präsident des Kongresses, mit anzuhören. Der Anblick der Stadt Washington muß nothwendig in jedem Fremden den tiefsten Eindruck hervorbringen. Sie beweißt den Triumph der Freiheit über die Unterdrückung, der religiösen Toleranz über den Aberglauben; sie ist die Hauptstadt der vereinigten Staaten, und die werdende Gebieterin der Welt!

Washington liegt an dem Zusammenfluß des Potomacks und des sogenannten östlichen Armes, und erstreckt sich ungefähr vier englische Meilen auf beiden Seiten über die Ufer dieser beiden Flüsse hinaus. Das Gebiet, worin sie liegt, heißt Columbia, und gehörte

vormals zum Theil dem Staat von Virginien und zum Theil den Staat von Mariland zu; es ist bekannt, daß diese beiden Staaten dasselbe den vereinigten Staaten von Amerika abgetreten haben, und daß von den letztern seit dem Jahr 1800 der Sitz der Regierung hieher verlegt worden ist.

Die Stadt ist durch Strassen, die von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen laufen, in große Vierecke abgetheilt; von dem Capitol, dem Haus des Präsidenten, und einigen andern ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, ziehen sich aber auch Strassen quer durch diese Vierecke, und dadurch wird der Monotonie vorgebeugt, die Philadelphia und allen andern ähnlich angelegten Städten eigen ist. Die grossen Hauptstrassen sind, mit Inbegriff eines zehn Fuß breiten gepflasterten Weges, für die Fußgänger, und einer dreißig Fuß breiten mit Bäumen bepflanzten Sandallee auf beiden Seiten, hundert und sechzig Fuß breit; es bleiben folglich achtzig Fuß gepflasterte Strassen für die Fuhrwerke übrig. Die übrigen Strassen sind im Durchschnitt alle hundert bis hundert und

zehn Fuß breit, und nur einige wenige sind neunzig Fuß breit.

Die Vierecke, in welche die Stadt eingetheilt ist, belaufen sich auf eilfhundert und funfzig; sie enthalten alle einen Flächenraum von vier bis sechs Morgen Landes, und sind in einzelne Loose abgetheilt, die zwischen vierzig und achtzig Fuß in der Fronte breit, und nach Verhältniß der Größe der Quadrate zwischen hundert und dreihundert Fuß tief sind. Südwärts von dem Hause des Präsidenten und westwärts von dem Capitol werden zwei große Lustgärten angelegt, die sich bis an die Ufer des Potomacks und noch über denselben hinziehen; diese sollen auf allen Seiten mit einer Menge schöner Gebäude zur Wohnung für die auswärtigen Minister eingefaßt werden.

Wo sich die Hauptstrassen der Stadt durchkreutzen, sollen öffentliche Plätze von verschiedenen Figuren angelegt werden. Funfzehn von diesen Plätzen sind den verschiedenen Staaten, aus denen die Konföderation besteht, zugeeignet; sie führen die Namen dieser Staaten, und sollen

mit Bildsäulen, Obelisken oder Säulen zum Andenken ihrer verstorbenen Helden, Staatsmänner und Gelehrten verziert werden. Auf einer kleinen Erhöhung, bei der sich die zwei Linien, die westwärts her vom Capitol und südwärts von des Präsidenten Haus gezogen werden, einander durchschneiden, soll die Bildsäule zu Pferde von dem General Washington errichtet werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Capitol und das Haus des Präsidenten die wichtigsten, und wirklich außerordentlich prächtig. Sie sind beide von Quadersteinen erbaut, die in unerschöpflichen Gruben an den Ufern des Potomacks gebrochen werden. Dem Erbauer des Präsidentenhauses könnte man jedoch die Grabschrift setzen: "Ruhe schwer auf ihm, Erde, denn er hat auch auf dich eine schwere Last gelegt!"

Die Schatzkammer und das Gebäude für das Kriegskollegium sind von Backsteinen erbaut. Das Capitol hat eine bewundernswürdig schöne Lage auf einer Anhöhe, die den Namen des Capitolischen Hügels führt. Mit dem

Worte Capitol verbinden sich in der Seele große erhabene Ideen. Es hat einen römischen Klang! Man hofft dabei aufs neue, daß Tugend und Freiheit, die so lange verbannt waren, wieder vom Himmel herabsteigen und in der westlichen Welt sich niederlassen werden!

Der Potomack, an dessen Ufern die stolzen Gebäude von Washington ihre Häupter empor heben, entspringt in den Allegany-gebirgen, und fällt nach einem schlängelnden aber majestätischen Lauf von vierhundert englischen Meilen in die Chesapeakbay, die ohne allen Vergleich die größte Bay in der ganzen bekannten Welt ist. Bei seinem Einfall in die Bay ist er volle sieben englische Meilen breit, aber weiter hinauf nimmt er immer mehr ab, und bei Washington beträgt seine Breite nur noch eine englische Meile. Die Schiffahrt auf demselben von Washington aus bis in die Bay, was einen Weg von hundert und funfzig englischen Meilen ausmacht, hat das Nachtheilige, daß der Fluß von Washington aus in strengen Wintern gänzlich zugefriert; dagegen der sogenannte östliche Arm

diesem Nachtheil nicht unterworfen, und dabei ebenfalls äußerst tief ist.

Dieser östliche Arm des Potomacks ist eigentlich ein besonderer Strom, der sich in denselben ergießt; an dem Zusammenfluß beider scheint die Natur selbst den Menschen eingeladen zu haben, eine Stadt zu erbauen. Bei dem Einfluß in den Potomack gibt diesem der östliche Arm an Breite wenig oder nichts nach; allein je weiter man an ihm hinaufgeht, desto mehr nimmt dieser so mächtig scheinende Fluß ab, und schon funfzehn englische Meilen von seiner Mündung kann man ohne große Besorgnisse mit einem Wagen hindurchfahren. Der ganze Lauf des östlichen Armes von seiner Quelle bis zur Mündung beträgt überhaupt nicht über vierzig englische Meilen.

Mit der Größe des Präsidentenhauses steht die Besoldung, die derselbe bekommt, in keinem Verhältniß; die Erstere ist ungeheuer, und die Zweite äußerst geringe. Sie besteht nemlich in nicht mehr als 25,000 Dollars (ungefähr 33,000 Thaler sächsisch); eine Summe, die zwar hin-

reichend ist, um ihn in den Stand zu setzen, einen Freund zu sich zum Essen einzuladen, womit er aber in fremden Gesandten keine sonderliche Ehrfurcht vor der ersten ausübenden Gewalt in Amerika erzwingen kann. Das Oberhaupt einer Republik soll, wie man behauptet, seine Gäste nicht aus goldenen Bechern bewirthen; allein, wenn man diesen republikanischen Grundsätzen vollkommen treu bleiben wollte, so wäre es auch wesentlich nöthig, daß das Oberhaupt, so wie einst Fabricius, sich auch selbst seine Rüben schnitte und kochte!

Durch die Güte eines Deputirten aus Virginien erhielt ich an dem Tage, wo die Feierlichkeit vor sich ging, einen sehr bequemen Platz im Capitol. Als Jefferson in das Haus trat, erhob sich die ganze erhabene Versammlung der amerikanischen Senatoren von ihren Plätzen, um ihn feierlich als ihr Oberhaupt zu empfangen. Er selbst erschien ohne alles Gepränge; sein Anzug bestand in einem schlichten Tuchrock, und er kam zu Pferd in das Capitol, ohne irgend eine Wache, und ohne auch nur einen einzigen Bedienten bei sich zu haben. Er

stieg ab, ohne daß ihm jemand half, und band selbst den Zaum seines Pferdes an ein eisernes Gitter fest. Noch niemals war das Capitol mit mehr Menschen angefüllt gewesen, als an diesem 4ten März 1801. Auch aus den entlegensten Gegenden der vereinigten Staaten waren Menschen herbeigeströmt; der Pflanzer, der Pächter, der Kaufmann, der Künstler, alle schienen mit dem glühendsten Enthusiasmus den Mann auf dem Stuhl der höchsten Gewalt zu bewillkommen, der ein Mitglied des berühmten Kongresses gewesen war, durch den zuerst die Revolution bewirkt wurde, und der auch seitdem in so mancherlei wichtigen Aemtern dem Vaterland die wesentlichsten Dienste geleistet hatte.

Nachdem diese Feierlichkeit vorüber war, konnte mich nichts mehr unter den zerstreuten Gebäuden dieser noch wüsten Stadt zurückhalten. Ich eilte nach Neuyork zurück, und gab mich daselbst wieder, wie zuvor, mit literarischen Arbeiten ab, wobei mir der Buchhändler Caritat die wesentlichsten Dienste leistete; allein die Zeit nahte nunmehr heran, wo mich die Hoffnung anlächelte, daß die Lauben der Mu-

sen für mich in die Gärten der Hesperiden würden verwandelt werden. Der Oberst Burr war zum Vicepräsidenten der vereinigten Staaten erwählt worden, und der Oberst Burr war mein Freund! Er kam einige Wochen nach mir von Washington zurück, ließ mich sogleich nach seiner Ankunft zu sich rufen, und machte mir bekannt: daß der Staatssekretair der Schatzkammer, Herr Gallatin, den Wunsch geäußert habe, einen Sekretair zu bekommen, der in der englischen und französischen Sprache die Federn zu führen verstehe, und daß er demselben mich als die hierzu tauglichste Person vorgeschlagen habe. Die Sache war zwar allerdings noch sehr ungewiß, allein die Hoffnung triumphirte bei mir über alle Klugheit; ich hielt mich schon für einen bedeutenden Mann im Staate, und traf sogleich alle Anstalten, um unverzüglich wieder nach Washington abzureisen. Ich nahm den Weg über Philadelphia, und diese Reise ist in jeder Rücksicht eine der schönsten und angenehmsten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Meine Finanzen waren in vortrefflichstem Zustande, und ich ging einer Stelle entgegen, wo ich nur die Hände auszu-

strecken brauchte, um den goldenen Regen einzusammeln. Möge immerhin der düstere Moralist behaupten, daß das Leben eher erduldet werden muß, als daß man es genießen kann; die Hoffnung selbst ist schon Glück, und wer die Kunst versteht, sich dieser hinzugeben, kann nie ein Opfer des Trübsinns werden, und wenn er sich auch täglich durch neue, immer wiederkehrende Mißgeschicke getäuscht fände!

In Philadelphia hielt ich mich einige Tage auf, und machte durch Empfehlungsbriefe, die ich bei mir hatte, mehrere sehr interessante Bekanntschaften. Auch sah ich bei dieser Gelegenheit alles, was in dieser ehemaligen Hauptstadt merkwürdig ist. Allein die Ehre, die mich zu Washington erwartete, beschäftigte unaufhörlich meine Gedanken, und ich machte mir insgeheim Vorwürfe, daß ich meine Abreise von Philadelphia nicht mehr beschleunigte. Ich riß mich daher auf einmal von meinen Bekannten loß, die alle nach meiner Meinung die Trennung von mir beklagten, und meine baldige Erhöhung beneiden sollten!

Was-

Washington stellte bei diesem zweiten Besuche einen sehr traurigen Anblick dar. Die Menge von Menschen, die ich das Erstemal daselbst angetroffen hatte, war jetzt verschwunden; Jedermann war wieder in seine Heimath zurückgegangen, und die Einwohner der Stadt selbst machten eine sehr geringe Anzahl aus. Man sah durchaus niemand in den Strassen, als von Zeit zu Zeit einen einsamen Wanderer, der sich mühsam einen Weg durch das Gras bahnte, womit die Strassen überwachsen waren; zuweilen erblickte man auch einige Kühe, die mit einer großen Schelle um den Hals, damit sie sich in den Wäldern nicht verlaufen möchten, an den Ufern des Flusses weideten. Ich kehrte in einem Gasthofe ein, der dem Pallast der Schatzkammer gerade gegen über lag, und sogleich den Morgen nach meiner Ankunft ging ich aus, um den Staatssekretair der Schatzkammer, von dem ich ohne Verzug zu einer wichtigen Stelle im diplomatischen Fache ernannt zu werden hoffte, meine schuldige Aufwartung zu machen.

Ihr seyd Zeugen, ihr unsichtbaren Mächte, mit was für Bildern künftiger Größe meine

Einbildungskraft sich auf dem Wege aus dem Gasthof in das Schatzamt beschäftigte! — Der Thorhüter wollte wissen, was für eine Angelegenheit mich herführe? Ich bat mir die Erlaubniß aus, Herrn Gallattin persönlich sprechen zu dürfen; allein Herr Gallattin war eben mit wichtigen Arbeiten beschäftigt, und ich mußte beinahe eine halbe Stunde in dem Vorzimmer warten. Dies war mir schon äußerst auffallend, denn ich hatte erwartet, daß er mich sogleich vor sich würde kommen lassen. Endlich führte man mich in das Zimmer, wo der Minister mit Feierlichkeit die Angelegenheiten der Nation besorgte. Herr Gallattin hörte meine ganze Rede, worin ich ihm den Grund von meiner Reise nach Washington, und alle Hoffnungen, zu denen ich mich berechtigt glaubte, ausführlich darlegte, geduldig, und ohne mich zu unterbrechen, an. Als ich geendigt hatte, gab er mir mit der äußersten Ruhe, und ohne eine Miene zu verändern, zur Antwort: "Die Organisation des Geschäftganges wäre unter der vorigen Verfassung viel zu verwickelt gewesen, und man hätte daher jetzt nicht nur keine Plätze zu vergeben, sondern es müßten noch

eine Menge Stelle im diplomatischen Fache ganz abgeschaft werden. Es wäre ihm leid, recht sehr leid, daß ich vergebens eine so weite Reise gemacht hätte; allein der Vicepräsident müßte ihn gänzlich mißverstanden haben. Mich habe er gar nicht das Vergnügen zu kennen, und es wäre eine andere Person von dem nämlichen Namen gewesen, von dem er mit Herrn Burr gesprochen habe; allein auch selbst für diese wäre jetzt keine Stelle mehr vorhanden, da vor kurzem die gesetzgebende Gewalt den Beschluß gefaßt habe, die Anzahl aller Stellen zu vermindern. Es wäre ihm jedoch in der That leid, recht sehr leid, daß ich vergebens die weite Reise gemacht hätte.„

Während er sprach, veränderte ich einmal über das andere die Farbe:

Obstupui! steteruntque comae, et vox faucibus haesit!

Ich erholte mich jedoch bald wieder von meinem Schrecken, und gab ihm zur Antwort, daß meine Reise keinesweges vergebens gewesen wäre, weil ich nicht nur bei dieser Gelegenheit die

Stadt Washington gesehen, sondern auch die Ehre gehabt hätte, dem Herrn Gallattin persönlich meine Aufwartung zu machen. Bei diesen Worten verbeugte ich mich, und ging eilends wieder die Stiegen des Schatzamtes hinunter.

Mein Ehrgeitz war nunmehr völlig zu Boden geschlagen, meine schönen Luftschlösser waren plötzlich wie Seifenblasen zerplatzt, und ich lernte durch eine schmerzliche Erfahrung, wie wenig man sich auf die Versprechungen der Großen verlassen kann. Ich war jedoch nicht der Mann, der sich durch einen einzigen Streich des Schicksals sogleich zu Boden schlagen läßt, und anstatt mich der Schwermuth und einem kleinmüthigen Kummer zu überlassen, entwarf ich vielmehr unverzüglich einen andern Lebensplan.

Ich begab mich vorerst nach Alexandrien, das in einer kleinen Entfernung von Washington den Potomack abwärts liegt; es war leichter, zu Alexandrien in Amerika zu landen, als zu Alexandrien in Egypten! — Sogleich nach meiner Ankunft ließ ich wieder eine Anzeige, daß ich eine Stelle als Hofmeister zu

erhalten wünschte, in die dasigen Zeitungen einrücken; allein es vergiengen volle vierzehn Tage, ehe ich mich eines Erfolgs zu erfreuen hatte. So sehr ich auch angefangen hatte, mich in meinen Ausgaben einzuschränken, so fieng doch mein Geld an, stark auf die Neige zu gehen, und ich war eben in der größten Verlegenheit, was ich nunmehr anfangen sollte, als mich an einem Morgen ein Herr besuchte, der von einem Quäcker an den Ufern des Occoquan's den Auftrag erhalten hatte, mich als Hofmeister für seine Kinder anzunehmen. Ich war natürlicherweise sogleich bereit, ihm zu folgen, und schon am folgenden Tage verließ ich Alexandrien, um die Wohnung des Herrn Ellicott's, so hieß mein künftiger Prinzipal, aufzusuchen. Im Nachmittag kam ich nach Colchester, bei welcher Stadt eine Brücke über den Occoquan führt. Ich blieb hier über Nacht, und ergötzte mich den Abend hindurch an den entzückend schönen Ufern des Occoquan's, der dicht an dem Gasthofe, worin ich wohnte, vorbeifließt; er wird von hier aus immer breiter, und ergießt sich zuletzt majestätisch in den Potomack.

Am andern Morgen ging ich weiter bis Occoquan; der Weg war steil und mit Klippen bedeckt, so daß ich mit meinem Pferde kaum durchkommen konnte. Endlich erreichte ich den kleinen Ort, der eine unbeschreiblich schöne romantische Lage hat. Freund Ellicott und seine Frau empfingen mich mit einer unverstellten kunstlosen Natürlichkeit. Ich kam gerade an, als sie zu Tische gehen wollten; ein vortrefflicher virginischer Schinken dampfte uns aus der Schüssel entgegen, und zwei Mädchen versorgten die Gäste mit einem aus Mais selbst bereiteten Getränke. Freund Ellicott, dem die neuern verfeinerten Sitten ganz fremd waren, wußte von seinem Hut den rechten Gebrauch zu machen; er ließ ihn nämlich auf dem Kopfe sitzen. Vergebens machte ich tiefe Bücklinge, vergebens ging ich die ganze Schule der Höflichkeit durch; so wenig sich einstens Mardachai vor Haman beugte, so wenig hätte Freund Ellicott vor dem Groschan der Tartarey den Hut abgezogen.

Unser Akkord war sehr bald abgeschlossen, denn Quäker pflegen wenige Worte zu machen.

Freund Ellicott kam mit mir überein, daß ich ein Vierteljahr lang seine Kinder erziehen, das heißt, daß ich sie diese Zeit über im Lesen, Rechnen und Schreiben unterrichten sollte. Eine liebliche Aufgabe! Von der lateinischen und französischen Sprache war nicht die Rede, denn er hielt das Erlernen aller Sprachen für einen baaren Zeitverlust, und machte es mir zur ausdrücklichen Bedingung, daß ich meinen Zöglingen von allen solchen unnützen Dingen kein Wörtchen sagen sollte.

Occoquan ist der indianische Name eines Flusses, der sich nach einem Lauf von sechzig englischen Meilen unweit der kleinen Stadt Colchester in den Potomack ergießt. In Amerika gibt es wenig oder gar keine Flüsse, die nicht bedeutende Fälle haben; an denen, welche der Occoquan bildet, sind einige Mühlen erbaut, und da die umliegende Gegend äusserst fruchtbar, das Klima im höchsten Grade gesund, und die Lage wegen der Verbindung mit dem Potomack für die Schiffahrt höchst vortheilhaft ist, so kam der Eigenthümer dieser Gegend auf den Gedanken, hier den Plan zu ei-

ner neuen Stadt zu entwerfen, und die Fremden aufzufordern, sich daselbst anzubauen. Sein schöner Traum ist jedoch nicht in Erfüllung gegangen, und Occoquan besteht noch gegenwärtig blos aus einem auf den Felsen erbauten großen Hause, aus drei andern kleinern an dem Ufer des Flusses, und aus ungefähr zwölf hölzernen Hütten. Es kann übrigens kein romantischerer Ort gedacht werden, als Occoquan. Der Fluß drängt seine Gewässer durch Felsen hindurch, deren Spitzen sich in den Wolken verlieren; eine Menge von Schiffen hält immer unter dem schäumenden Wasser der Mühlen, um Mehl und Brod zu nehmen, und andere Schiffe spannen schwer beladen ihre Seegel gegen den Wind aus. Jedes Lüftchen weht Gesundheit, überall sieht man frohe Menschengesichter, und das Echo der Felsen hallt tausendfältig die Stimmen der Fuhrleute wieder.

Es ist ein wohlthätiger Gedanke, sagt Juvenal, der Eigenthümer eines Hauses zu seyn, und wenn es auch nicht mehr Raum einnimmt, als eine Eidechse nöthig hätte. Das Schulhaus zu Occoquan war gänzlich mein Eigenthum.

Es stand in einer kleinen Entfernung von dem großen Hause auf dem Felsen, und übersah weithin die lachenden Thäler und den freundlichen Fluß. Es ist ein so seltener Fall, daß ein Schriftsteller ein eigenes Haus besitzt, daß man sich nicht wundern darf, wenn er in Versuchung geräth, es zu beschreiben. Haben uns doch auch Plinius und Pope die ihrigen so umständlich beschrieben, als wenn sie dieselben zum Verkauf ausbieten wollten!

Mit den Einwohnern von Occoquan hatte ich wenig Umgang; meine einzige Erholung bestand darin, daß ich jeden Sonnabend Abends nach Alexandria ritt, um daselbst die Zeitungen und öffentlichen Blätter zu lesen. Wer den Sommer hindurch in Virginien das Vergnügen des Spazierengehens genießen will, muß nothwendig die Nacht zu Hülfe nehmen, denn am Tag kann auch der geübteste Fußgänger vor Hitze nicht fortkommen; in der Kühle der Nacht hingegen athmet er auf seinem Wege durch die Waldungen nichts als balsamische, den ganzen Körper stärkende und neu belebende Düfte ein.

An dem nördlichen Ufer des Occoquan's liegt ein großer Haufen von Steinen, der ein Denkmal auf einen daselbst begrabenen indianischen Krieger ist. Wenn die Indianer aus den Gegenden jenseits der Gebirge eine Reise in die nördlichen Länder machen, so verfehlen sie niemals, mit einem beträchtlichen Umgang, hieher zu kommen, und das Grab ihres abgeschiedenen Helden zu besuchen. Ist alsdann irgend ein Stein von dem Haufen herabgefallen, so legen sie ihn sorgfältig wieder an seinen Ort, und bleiben immer eine gute Weile in tiefen Betrachtungen rings um das kunstlose Monument herum sitzen.

Während ich mich zu Occoquan aufhielt, kam einmal ein solcher Zug von Indianern zu diesem Grabe; sie bestanden aus einem ältlichen Oberhaupt, ungefähr zwölf jungen Kriegern und einigen Weibspersonen. Unter den letztern war die jüngste ein sehr hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren, das einen auffallend schönen Körperbau und lange rabenschwarze Haare hatte, die ihr in üppiger Fülle über den Rücken herabfielen. Die Einwohner von Occaquan

versammelten sich aus Neugierde um diese Indianer her; allein diese schienen sich durchaus nicht darum zu bekümmern, sondern saßen lange in tiefer Stille und ohne Bewegung um das Grab herum. Unter den weißen Zuschauern befand sich ein junger Mann von riesenmäßiger Größe; er war vielleicht um einen Kopf höher als alle übrigen Anwesenden. Dieser fiel dem alten Indianer äußerst auf; er schien ihn, ohne es zu wollen, ansehen zu müssen, und endlich stand er von dem Boden auf, ging auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Alle Zuschauer brachen hierüber in ein lautes Gelächter aus, allein die Indianer ließen sich dadurch in ihrer Ernsthaftigkeit nicht stören.

Es hat mir zu lange gedauert, und ich war daher nach Hause gegangen. Als ich nach einigen Stunden wieder kam, so hatten sich die Indianer unterdessen mit ihren besten Kleidern geschmückt. Das junge Mädchen besonders zeichnete sich vor allen Andern aus; es hatte seine vorher wild um die Schultern hängenden Haare in Zöpfe geflochten, und diese mit einer Menge von bunten Bändern, die ihm unterdessen ei-

nige gutherzige Einwohner von Occoquan geschenkt hatten, zusammen gebunden; sein Kleid hatte es so geschickt angeordnet, als wenn es von einer eleganten Europäerin darin unterrichtet worden wäre; es stand nämlich vorn so weit offen, daß jedes Auge auch wider Willen das Steigen und Fallen eines eben aufblühenden Busens bemerken mußte.

Auch die Männer hatten unterdessen ihren Anzug besorgt; das alte Oberhaupt hatte ein weites Gewand von Fellen umgehängt, und die jungen Krieger hatten sich den ganzen Körper mit Kohlen bemahlt. Eben als ich ankam, stand das alte Oberhaupt von der Erde auf, und hielt mit einer feierlichen Miene eine Rede zum Andenken an den gefallenen Helden. Er sprach mit so viel Nachdruck und einem solchen würdevollen Tone, wie nur immer ein Redner des Alterthums; sein fliegendes Gewand, seine nackten Arme und seine unter freiem Himmel um ihn herumsitzenden Zuhörer, boten ein Schauspiel dar, das unwillkührlich an die berühmten Redner des alten Griechenlands und Roms erinnerte. — Als er geendigt hatte, schlug er mit sei-

ner Kriegskeule heftig auf die Erde, und auf dieses Zeichen standen die Indianer sämtlich auf und fingen einen wilden kriegerischen Tanz an, wobei sie mit ihren Messern die drohendsten Stellungen gegen einander annahmen, und so fürchterlich brüllten und heulten, daß das Echo an den Ufern des Flusses mit zehnfachem Entsetzen davon wiederhallte.

Dieser Tanz hatte beim Mondschein statt, und er war kaum zu Ende, so holte das Oberhaupt eine große hölzerne Kanne mit Brantwein hervor, that einen langen Zug aus derselben, und ließ sie dann unter seinen Brüdern rings herum gehen. Die Kanne ward sehr bald leer, und das berauschende Getränke brachte auch sehr bald die erwartete Wirkung hervor. Mehrere von den Indianern konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten, alle aber erhoben ein so furchtbares Geheul und Gebrüll, als wenn alle Teufel aus der Hölle hier versammelt wären. Um die Scene vollständig zu machen, stieß der Alte die jämmerlichsten Klagen aus, daß seine Kanne mit Brantwein leer wäre; er roch daran, leckte am Rande mit den

Lippen, und bat flehentlich die Umstehenden, daß sie ihm doch noch mehr Brantwein geben möchten.

Die Sitten der Indianer sind überhaupt für einen denkenden Menschen äußerst interessant. Die Entdeckung von Amerika ist, alles übrige abgerechnet, schon darum für das Menschengeschlecht von der äußersten Wichtigkeit, weil sie uns in den Stand gesetzt hat, den Menschen in seinem wilden Zustande kennen zu lernen. Vor dieser Entdeckung des westlichen Continents ist die Naturgeschichte des Menschen sehr unvollkommen gewesen. Die alten Philosophen waren blos darauf eingeschränkt, die Sitten und Charakter der Scythen und Germanier zu studieren, allein die Indianer in Amerika bieten dem Forschungsgeiste ein weit reicheres Feld dar. Der moralische Charakter der Scythen und Germanier war thierische Gefühllosigkeit; hievon findet man aber bei den amerikanischen Indianern nur sehr wenige Spuren.

Ihre Wohnungen bestehen in sogenannten Wigwams, das heißt, in Hütten, die aus Baumrinde erbaut werden, welche sie über meh-

rere in die Erde befestigte Stangen ausspannen, und worinnen oben eine Oeffnung gelassen wird, damit sich der Rauch hinausziehen kann. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in geröstetem Mehl, das in Wasser aufgelößt wird, wo aber die Waldungen Gelegenheit zur Jagd darbieten, werden auch Hirsche, Rehe, Bären und dergleichen getödtet und gegessen. Ihre Fleischvorräthe sowohl als ihre Fische suchen sie nicht durch Einsalzen vom Verderben zu retten, sondern durch Trocknen in der Luft.

Jeder Indianer ist sein eigener Arzt; in wichtigen Fällen nimmt jedoch der Kranke seine Zuflucht zu einem Priester. Sie kennen nur eine einzige Heilart, die sie gegen alle Arten von Krankheiten anwenden; der Kranke wird nämlich in einem stark durchheitzten Keller oder eine sogenannte Schwitzstube geführt, und wenn er hier einen großen Theil von dem Krankheitsstoff durch die Poren ausgeworfen hat, so wird er an den Fluß geschleppt und Kopf über hinunter gestürzt. Ist hingegen die Krankheit äußerst gefährlich, so wird ein Powaw oder Priester herbei geholt, der alsdann so lange brüllt und

heult, bis der Kranke entweder besser wird oder sein Puls stille steht.

Ueber die Flüsse setzen sie in einer Art Böten oder sogenannten Canoes, die zuweilen aus Baumstämmen verfertigt werden, welche sie so lange ausbrennen und behauen, bis sie ganz ausgehöhlt sind; zuweilen bestehen sie aber auch nur aus Baumrinde, und diese pflegen sie häufig auf ihren Reisen auf den Schultern mit sich zu tragen. Man kann sich daher auch leicht einbilden, wie groß ihr Erstaunen beim Anblick der ersten europäischen Schiffe muß gewesen seyn!

In ihrem häuslichen Leben sind die Männer sehr träge. Die Weiber verrichten alle Arten von häuslichen Arbeiten; sie erbauen sogar ihre Wigwams und dreschen das Korn aus. Die Geschäfte der Männer bestehen blos in der Jagd und im Krieg. Ihre Zeit theilen sie nach Nächten, Monden und Wintern ein. Durch ihr häufiges Herumwandern haben sie jedoch auch einige Kenntnisse von dem Laufe der Gestirne bekommen, und es ist sehr merkwürdig, daß sie den Wagen eben so, wie die Astrono-

men

men in Europa, mit dem Namen des Bär's bezeichnen.

Unter den ersten Kolonisten, die nach Amerika kamen, zeichnete sich vorzüglich der Kapitän Schmith aus, und seine Geschichte ist so merkwürdig, da sie besonders mit der Geschichte der in jener Zeit in Europa bekannt gewordenen Indianerin Pocahonta verwebt ist, daß es meinen Lesern nicht uninteressant seyn kann, wenn ich ihnen hier einige Bruchstücke daraus mittheile.

Einige Bruchstücke aus der Geschichte des Kapitän Schmith's und der Indianerin Pocahonta.

Am 26sten April 1606 kam das Schiff, das der Kapitän Schmith kommandirte, an die Küste von Amerika an, und lief durch einen Zufall in die Bay ein, die jetzt unter dem Namen Chesapeak-Bay bekannt ist. Sie ist unstreitig die größte in der ganzen Welt. Die Vorgebirge an ihrer Mündung sind zwölf englische Meilen von einander entfernt, allein tiefer hinein erweitert sich die Bay immer mehr bis auf die Breite von dreißig Meilen; gegen das äusserste Ende wird sie wieder schmäler, und an dem Orte, wo der Susquehannah hineinfällt, ist sie nur noch fünf Meilen breit. Ihre

Länge von diesem letzten Punkte bis an die See beträgt dreihundert englische Meilen, und auf dieser ganzen ungeheuern Fläche hat eben so, wie auf dem offenen Meere, Ebbe und Fluth statt. Vier große Flüsse, die in den Gebirgen entspringen, und sämtlich schiffbar sind, ergießen ihre Gewässer in die Bay. Nahe an der Mündung von einem dieser Flüsse legte der Kapitän Schmith vor Anker, und wählte eine Halbinsel zur Anlegung einer Kolonie, der er auch sogleich den Namen Jamestown beilegte.

Nur in einem thätigen Leben kann der Mann seinen Werth kennen lernen, und wer niemals Gefahren zu bestehen gehabt hat, kann so wenig von seinem Muthe überzeugt seyn, als der Starke seine Kräfte kennt, wenn er sie niemals geübt hat. Die Lage unserer Kolonisten war ein wahrer Probierstein ihres Charakters, denn sie befanden sich von allen Seiten mit Gefahren und Elend umringt. Ihr Vorrath von Lebensmitteln war beinahe aufgezehrt, und in einem Lande, wo man, besonders in jener frühern Zeit, von der Barbarei der Eingebohrnen nicht genug zu erzehlen wußte,

konnte man ohne die höchste Gefahr nicht für die Anschaffung von neuen sorgen. Durch die Klugheit, den Muth und die rastlose Thätigkeit des Kapitäns Schmith wurde jedoch dieser schrecklichen Lage nach und nach abgeholfen; er ging in allen Lagen von Arbeiten seinen Gefährten mit eigenem Beispiel voraus, wurde bald durch seine Tapferkeit der Schrecken der Indianer, die alles mögliche aufboten, um die neuen Ankömmlinge zu vertilgen, und war in jeder Rücksicht der Stifter und Beschützer der Kolonie.

Allein auf einem Streifzuge, den er nach einiger Zeit durch die Wälder machte, um das Land umher genauer kennen zu lernen, wurde er von einem Haufen Indianer, der sich in einem Hinterhalt versteckt hatte, überfallen, und nach einer äußerst tapfern Gegenwehr, wobei er sechs Wilde mit seiner Flinte niederstreckte, und mehrere andere verwundete, in einem Sumpfe, worein er sich bei eingebrochener Nacht verirrte, von den Indianern gefangen genommen.

Der Anführer der Letztern war der Bruder von Powhatan, einem sehr mächtigen Kö-

nig des Landes; an diesen wollte er seinen wichtigen Gefangenen abliefern, wenn er ihn zuvor noch einige Zeit im Triumph durch das Land würde geführt haben. Dieser Zug war für den Kapitän äußerst beschwerlich. Die Einwohner aller Dörfer, durch welche sie zogen, kamen ihnen entgegen, und die Weiber und Kinder wußten ihr Erstaunen bei dem Anblick des Gefangenen, der allem, was sie bisher von menschlichen Geschöpfen gesehen hatten, so gänzlich unähnlich war, nicht genugsam zu erkennen zu geben. Einige gafften ihn sprachlos vor Erstaunen an; andere schlugen vor Bewunderung die Hände über den Kopf zusammen; viele stellten Vergleichungen zwischen seiner weißen und ihrer kupferrothen Farbe an; und noch andere knüpften mit lautem Gelächter seine Kleider auf und wieder zu. Die Männer hingegen verriethen nirgends das allergeringste Erstaunen; sie saßen während solcher Scenen mit stoischer Gelassenheit auf dem Erdboden, rauchten ihre Pfeifen, und unterhielten sich mit einem feierlichen Ernst.

Zu wiederholten Malen geschah es übrigens in solchen Dörfern, daß, sobald die Neu-

heit des Anblicks vorüber war, ein ältlicher Mann aufstand und eine Rede an die Weiber hielt, in welcher er sie aufforderte, an dem Rücken des Gefangenen ihre Rache für ihre erschlagenen Krieger zu sättigen. Die Weiber versahen sich dann immer sogleich mit Ruthen, stellten sich in zwei Reihen, zogen den Kapitän die Kleider bis an die Hüften aus, und zwangen ihn, durch diese Gasse förmlich Spießruthen zu laufen. Er wurde hierbei jedesmal unbarmherzig zerfleischt, sobald aber diese Grausamkeit vollendet war, so wurde ihm immer sogleich ein Gericht von Mais herbeigebracht, und ihm zugleich zwei der hübschesten Mädchen im Dorfe, die sich gewaschen und geschmückt hatten, vorgestellt, um sich eine Geliebte unter ihnen auszusuchen. Man kann sich aber leicht denken, daß Schmith in solchen Augenblicken nicht sehr geneigt gewesen ist, zu tändeln und zu liebkosen.

Nach langem Herumziehen wurde er endlich in das Dorf geführt, worin der König Powhatan seine Residenz hatte. Als er vor diesem indianischen Monarchen erschien, saß derselbe auf einem hölzernen Thron, der einer Bett-

stelle ziemlich ähnlich sah; seine Kleidung bestand in einem weiten Gewand von Bärenfellen, und auf dem Kopfe trug er eine Krone von Federn. Er war ungefähr sechzig Jahr alt, hatte schon ziemlich graue Haare, und ein so furchtbares Gesicht, daß man ihn nicht ohne Entsetzen anblicken konnte. Auf beiden Seiten von ihm saß ein junges Mädchen, und es war possirlich zu sehen, wie der Graubart gegen diese seine Wildheit ablegte, und mit muthwilligem Scherz bald dem Einen bald dem Andern in die Backen kneipte.

Schmith wurde von ihm im Anfang eher wie ein Gast als wie ein Gefangener behandelt; man reichte ihm Wasser dar, um sich zu waschen, und Eine von den beiden Konkubinen des Königs stieg von dem Thron herab, und überreichte ihm einen Büschel Federn, anstatt eines Handtuches, um sich damit abzutrocknen. Nachdem er ein sehr reichliches Abendessen eingenommen hatte, wurden einige Felle auf die Erde ausgebreitet, auf denen er schlafen sollte.

Das Aeussere des Kapitäns war ausserordentlich einnehmend; er hatte ein sehr schönes Gesicht, und besaß bei einer vorzüglichen Gestalt ausnehmend vielen Anstand. An dem Hof von Großbritannien hatten mehrere der vornehmsten Damen ihm unzweideutige Beweise von Zärtlichkeit gegeben. Die Leidenschaften sind aber in allen menschlichen Herzen fast überall die nämlichen; die Liebe wirkt auf dieselbe Art durch die ganze Welt, und verräth sich durch die nämlichen Symptome in Europa, wie jenseits des unermeßlichen Oceans. Auch Schmith machte sogleich bei seinem ersten Erscheinen vor Powhatan einen äusserst vortheilhaften Eindruck auf die anwesenden Frauenspersonen; er bemerkte dieses sehr bald; allein seine ganze Aufmerksamkeit wurde auf ein junges Mädchen gezogen, deren sanfte Blicke ein sehr zärtliches Herz verriethen, und das mit ausnehmender Schönheit eine feine regelmäßige Bildung vereinigte.

Dieses junge Mädchen war die Tochter des Königs, und hieß Pocahonta; die Gefühle, die sie beim Anblick des Kapitäns durchdrangen, konnte sie so wenig verbergen, daß sie,

während dieser mit dem Könige sprach, kein Auge von ihm verwendete.

Am andern Morgen versammelten sich bei dem Könige mehrere alte Indianer, die seine geheimen Räthe ausmachten, und es erfolgte eine lange und ernsthafte Berathschlagung. Auf einmal aber wurde ein ungeheuer großer Stein hereingebracht, und es erschienen auch zugleich mehrere Männer mit furchtbaren Keulen in den Händen. Das Klaggeschrei, das nunmehr die Frauenspersonen erhoben, verrieth dem Kapitän das Schicksal, das seiner wartete. Als ihm die Augen verbunden waren, und man ihn zu dem furchtbaren Stein hinführte, so wurde das Geschrei der Frauenspersonen noch kläglicher und angstvoller, sie schienen dem König um Mitleid und Gnade anzuflehen; allein der wilde Monarch war unerbittlich. Schmith mußte seinen Kopf auf den Stein legen, und die Männer schickten sich eben an, ihm mit ihren Keulen das Gehirn auszuschlagen, als Pocahonta herbeieilte, den Kopf des Unglücklichen in die Arme nahm, und ihren eigenen auf den Stein legte, um an seiner Statt den Todesstreich zu

empfangen. — Holdseliger Geist! jetzt dienender Engel an dem Thron der Gnade! wenn deine Seele in dem Schooß des ewigen Lichts noch an irdischen Vorfällen Theil nehmen kann, so empfange, himmlischer Seraph, dies Dankopfer für deine Menschlichkeit!

Es fehlte Powhatan nicht an väterlichen Gefühlen, und sein ganzes Herz hing an seiner Tochter Pocahonta; bei diesem Zuge von Herzensgüte in einem vierzehnjährigen Mädchen, schwand seine Wildheit so gänzlich hin, daß er dem Gefangenen sogleich Gnade ertheilte und die Henker wieder entließ. Alle Herzen schmolzen bei dieser Scene, und überall brach die Freude über die glückliche Vermittlung laut aus. Pocahonta selbst hing mit wildem Ungestüm an dem Halse des geretteten Opfers, und weinte mit einer Heftigkeit, daß sie außer Stande war, ein Wort zu sagen. Der Kapitän selbst wurde durch diesen Zug von Edelmuth tief gerührt, und sein Herz fühlte die innigste Dankbarkeit für seine Erretterin; allein Liebe regte sich nicht in ihm, denn sein kühner unternehmender Geist hatte von jeher diese Lei-

denschaft für eine des großen Mannes unwürdige Schwäche gehalten. Der glückliche Erfolg seiner Kolonie lag ihm näher am Herzen, und da er einsah, wie wesentlich nützlich ihm die Leidenschaft der Indianerin in dieser Rücksicht werden könnte, so that er wenigstens nichts, um die Zärtlichkeit, die in dem Herzen des Mädchens täglich zunahm, zu unterdrücken.

Mehrere Wochen waren auf diese Art noch verstrichen, als ihm Powhatan eines Morgens ganz unerwartet zwölf Gefährten zuführte, die ihn auf dem sichersten Wege wieder in das Fort zurückbringen sollten. Sein Erstaunen hierüber war groß, aber noch größer das seiner Gefährten, die ihn schon ganz für verlohren gehalten hatten, als er nach einer siebenwöchentlichen Abwesenheit unversehens wieder zu ihnen zurückkam. Er belud sogleich seine Führer mit einer Menge von Spielwaaren und mancherlei Kleinigkeiten, die er dem Könige, und besonders der zärtlichen Pocahonta, als Geschenke zurückschickte. Die Kolonie war in seiner Abwesenheit fast gänzlich zu Grunde gegangen, und seine Gefährten hatten schon den Entschluß

gefaßt, sie ganz aufzugeben, und wieder nach Europa zurückzukehren; er brachte es aber durch seine Beredsamkeit, seine Thätigkeit und durch das allgemeine Zutrauen, so er besaß, bald wieder dahin, daß sie ihren Entschluß änderten, und aufs neue alle ihre Kräfte aufboten, um der Kolonie immer mehr Festigkeit zu geben. In diesem Entschluß wurden sie noch mehr bestärkt, als wenige Wochen nachher Pocahonta selbst mit einem zahlreichen Gefolge nach James-town kam, und den Kolonisten einen großen Vorrath von Mais und andern Landesprodukten überbrachte. Die Engländer betrachteten dieses indianische Mädchen, das ihrem Kapitän das Leben gerettet hatte, mit der größten Neugierde, und wußten nicht, ob sie ihr gefühlvolles Herz oder ihre ausnehmende Schönheit am meisten bewundern sollten.

Pocahonta war sowohl ihrer Gestalt als ihren Zügen nach ausnehmend schön; sie war von etwas mehr als mittlerer Größe, aber sehr fein gebaut; ihre Hände und Füße waren äusserst zierlich, und ihr Leib war zum Umspannen schlank.

Sobald Pocahonta nach einiger Zeit mit dem Kapitän allein war, gab sie dem Ausbruch ihrer Liebe freien Lauf; sie faßte ihn in ihre Arme, und weinte mit einer Beredsamkeit, die mächtiger ist als alle Worte. Sie hielt sich mehrere Tage in dem Fort auf, und alsdann schickte sie der Kapitän mit allen den Kleinigkeiten, die in den Augen der Indianer am meisten Werth haben, reichlich beschenkt wieder zurück.

Nicht lange nachher reiste Schmith den Potomack hinauf, um auch diese Gegend näher kennen zu lernen. In seiner Abwesenheit kündigte Powhatan, der sich von den Kolonisten für beleidigt hielt, diesen den Krieg an, und verheerte sogleich alle Korn- und Maisfelder in der ganzen Gegend, so daß Schmith eine förmliche Hungersnoth bei seiner Zurückkunft in dem Fort antraf. Es blieb ihm nichts anders übrig, als Getraide aus dem Innern des Landes mit Gewalt herbei zu holen, allein Powhatan war von diesem seinem Unternehmen durch Spione benachrichtigt worden, und hatte sogleich einen äusserst starken Hinterhalt in die Wälder gelegt, so daß der Kapitän mit sei-

nen bei sich habenden Truppen unfehlbar ein Opfer des Todes geworden wäre, wenn sich nicht die liebende Pocahonta in einer schrecklichen Gewitternacht, wo alle Elemente wetteifernd zu toben schienen, durch die Wälder geschlichen, und ihren geliebten Schmith von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt hätte. Wo stellen uns die rohen Zeitalter der Menschheit, wo unser verfeinertes, auch selbst nur in der Dichtung, eine Heldin auf, die nicht von dieser wilden Indianerin verdunkelt würde?

Der Kapitän wußte durch sein tapferes und kluges Betragen in kurzer Zeit den Frieden mit dem König wieder herzustellen, und der Flor der Kolonie nahm jetzt täglich immer mehr zu. Allein bald nachher hatte der Kapitän das Unglück, daß in seiner Nähe ein Pulverfaß in die Luft flog, und er dadurch an dem ganzen Körper so beschädigt wurde, daß man lange an seinem Aufkommen zweifelte. Es blieb ihm auch zuletzt, um seine Gesundheit wieder herzustellen, kein anderes Mittel übrig, als wieder nach England zurückzukehren, und die von ihm gegründete Kolonie auf immer zu verlassen.

Mit so inniger Liebe Pocahonta an dem Kapitän hing, so hatte sie doch, aus einer ihrem Geschlecht in allen Ländern und unter allen Zonen angebohrnen Bescheidenheit, nie den Entschluß fassen können, es ihm zu gestehen. Ihr natürlicher Verstand hatte sie auch bald gelehrt, daß unter einem civilisirten Volke das Weib nur allein durch die Bande der Ehe in dem sichern Besitz von dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit kommen kann. Der Kapitän war aber durchaus nicht geneigt, weder mit ihr noch mit irgend einem andern Frauenzimmer jemals eine solche engere Verbindung einzugehen, und er suchte daher jetzt bei seiner Abreise ein Mittel zu finden, um dieses liebende Mädchen auf immer von seiner Leidenschaft zu heilen. Er schiffte sich insgeheim nach England ein, und befahl den Kolonisten, daß sie unter den Indianern die Nachricht ausbreiten sollten, daß er gestorben sey. Seine Absicht hierbei gründete sich auf seine Kenntniß des menschlichen Herzens; denn eine verachtete Leidenschaft ist geneigt, sich zu rächen, wenn aber keine Hoffnung mehr ist, so erlöscht die Liebe gänzlich. Als daher nach einiger Zeit Pocahonta wieder mit Lebensmitteln

in das Fort kam, und mit Freude klopfendem Herzen ihren geliebten Freund zu sehen hoffte, so erfuhr sie die Nachricht von seinem Tode. Man zeigte dem tiefbetrübten Mädchen sogar das Grab des Kapitäns, und erzehlte ihr, mit welcher Wärme er in seinen letzten Augenblicken noch von ihr gesprochen, und wie ihn die Hoffnung beglückt habe, daß er sie in einer bessern Welt wieder finden werde. Die Liebe ist leichtgläubig, und auch Pocahonta zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Erzehlung. Sie warf sich auf dem vermeinten Grabe nieder, raufte sich die Haare aus, zerschlug sich den Busen, und stieß ein Herzzerschneidendes Klaggeschrei aus.

Vorzüglichen Antheil an ihrem Schmerz nahm ein junger Engländer, Namens John Rolfe, den eine unglückliche Ehrensache nach Amerika getrieben hatte. Die Zärtlichkeit, womit Pocahonta an dem Kapitän Schmith hing, hatte schon lange sein Herz gerührt, und ihr jetziger tiefer Kummer fachte seine Gefühle zur flammenden Leidenschaft an. Pocahonta war wieder zu ihrem Vater zurück gegangen,

und Rolfe nährte lange seine Liebe hoffnungsvoll und im Stillen. Endlich saß er einmal in einer Mondnacht unter einer Eiche, verfolgte die Bilder seiner Phantasie, und dachte auf die Möglichkeit, das Herz der holden Indianerin zu gewinnen, als er zwischen den Bäumen her den leisen Schritt eines Wanderers vernahm. Pocahonta war es, die sich aus ihrer väterlichen Hütte in der Stille der Nacht herbeigeschlichen hatte, um Blumen auf das vermeinte Grab ihres Geliebten zu streuen, und es mit ihren Thränen zu benetzen. Dem glücklichsten Zufall verdankte Rolfe dieses Wiedersehen, und er benutzte ihn, um dem indischen Mädchen mit der feurigsten Beredsamkeit seine unbegränzte Liebe zu schildern. Das Herz eines Weibes ist vielleicht niemals empfänglicher für eine neue Leidenschaft, als wenn es von einer frühern noch erschüttert ist. Pocahonta erröthete, als sie Rolfe zu ihren Füßen sah; als er ihr aber mit glühenden Farben die Liebe malte, die sein Herz für sie fühlte, so erlaubte ihm endlich das bekümmerte Mädchen, ihr die Thränen von den Augen zu wischen. Von dieser Zeit an sahen sie sich noch häufig bei Nachtzeit, bald kam

Pocahanta an das vermeinte Grab, bald schlich er selbst sich durch die Wälder in die Nähe ihrer väterlichen Wohnung, wo er jedesmal die größte Gefahr lief, von den Wilden überfallen und erschlagen zu werden.

Im Frühjahr 1612 litt die Kolonie abermals den äussersten Mangel an Lebensmitteln, als eben wieder zwei Schiffe aus England daselbst ankamen. Um Powhatan zu zwingen, die Kolonie mit den nöthigen Vorräthen zu versorgen, verfiel der Kapitän des einen Schiffes auf eine List, die durch nichts als die dringenden Bedürfnisse der Kolonisten entschuldiget werden kann. Es war ihm bekannt worden, mit welcher zärtlichen Liebe Powhatan an seiner Tochter Pocahonta hing, und als er daher erfuhr, daß diese bei einem benachbarten Verwandten einen Besuch abstatten würde, so ließ er sie auf ihrem Wege heimlich aufheben, und als eine Gefangene in das Fort bringen. Rolfe war über das Schicksal, das seine Geliebte betraf, nichts weniger, als bekümmert; er suchte sie durch wiederholte Beweise von Zärtlichkeit zu beruhigen, und sie begab sich auch förmlich

unter seinen Schutz. Ihr bekümmerter Vater sah sich genöthiget, in jedes Lösegeld für seine Tochter einzuwilligen. Als aber sein Sohn mit sehr bedeutenden Vorräthen von Lebensmitteln zu ihrer Auslösung in das Fort kam, so erklärte ihm Rolfe und Pocahonta, daß sie sich nicht mehr von einander trennen würden, und der Bruder wurde wieder zurück geschickt, um die Einwilligung Powhatan's in ihre Verheirathung zu vermitteln.

Der alte König widersetzte sich diesem Entschluß seiner Tochter nicht, denn er hatte ihre Liebe zu Rolfe schon lange gemerkt, und war überzeugt, daß das Glück ihres Lebens davon abhieng. Allein dem Vorsatz, sich nie selbst in die Gewalt der Weißen zu begeben, blieb er auch bei dieser Gelegenheit getreu; er schickte blos einige seiner nächsten Verwandten ab, um Zeugen von der Verbindung zu seyn.

Rolfe war nunmehr glücklich in den Armen seiner Pocahonta, und seine indische Gattin entwickelte bald solch einen natürlichen Verstand und eine Schärfe der Beurtheilungskraft, wodurch sein Bestreben, das wilde Para-

dies ihrer Seele anzubauen, zur Hälfte erleichtert wurde. Im Jahr 1616 überbrachten ihm einige aus England ankommenden Schiffe die Nachricht, daß sein Vater gestorben, und ihm ein ansehnliches Gut in England als Erbtheil zugefallen sey. Hierauf schifte er sich sogleich mit seiner Gattin und dem Sohne, den sie ihm unterdessen gebohren hatte, ein, und kam im Junius des nämlichen Jahres mit ihnen zu Plymouth an. Von hier reiste er sogleich mit ihr nach London, wo sie an dem Hofe König Jakob's des Ersten eingeführt wurde; allein dieser stolze Monarch, der im höchsten Grade eifersüchtig auf seine Vorrechte war, hielt es für eine ihm selbst zugefügte Beleidigung, daß einer seiner Unterthanen es gewagt hatte, eine Verbindung mit einer Person aus königlichem Geblüte einzugehen. Rolfe selbst durfte ihm nicht vor die Augen kommen, und so oft er Pocahonta ansah, machte er ihr durch seine Blicke Vorwürfe, daß sie als die Tochter eines Königs einen Mann ohne Titel und ohne Familie geheirathet habe. Die Damen am Hofe waren hingegen von der unverstellten Sanftheit und der bezaubernden Liebenswürdigkeit die-

ser Indianerin ganz entzückt; sie überhäuften sie wetteifernd mit Liebkosungen und kleinen Geschenken, um ihre Zuneigung zu gewinnen.

Endlich kam auch der Kapitän Schmith herbei, um Pocahonta vorgestellt zu werden. Bei dieser unerwarteten Erscheinung überfiel sie ein namenloses Entsetzen, und als man sich bemühte, ihr das Räthsel aufzulösen, so äußerte sie gegen ihn die tiefste Verachtung. Nach einiger Zeit hatte er jedoch eine Privatunterredung mit ihr, wobei sie ihm mit vielen Thränen, und in einem Tone, der eher Liebe als Zorn verrieth, die verdienten Vorwürfe machte.

Durch den Rauch in London wurde im kurzen Pocahonta's Brust angegriffen; Rolfe begab sich daher mit ihr aufs Land, damit sie eine weniger schädliche Luft einathmen könnte. Hier erhielt sie häufige Besuche von vielen Damen vom ersten Range aus der Hauptstadt; Pocahonta lernte bald die Regeln des Wohlstandes kennen, und ihr scharfer Verstand, der sich täglich mehr entwickelte, machte ihr Haus zu einem der geachtesten und besuchtesten in England.

Allein die Stunde eilte herbei, in welcher Pocahonta an den Ort hinabsteigen sollte, wo die Müden Ruhe finden, und die Kranken von allen Qualen befreit werden. Rolfe verlohr durch einen Prozeß sein sämtliches geerbtes Vermögen, und er faßte daher den Entschluß, sich wieder mit Pocahonta einzuschiffen, und sich in Virginien, zum offenbaren Vortheil der englischen Kolonie, in den Besitz der unermeßlichen Güter zu setzen, die seiner Gattin zugehörten. Allein die unerforschliche Weisheit der Vorsehung hatte beschlossen, daß Pocahonta ihren vaterländischen Boden nicht wieder betreten sollte. Zu Gravesand, als sie eben im Begriff waren, sich einzuschiffen, starb Pocahonta im zwei und zwanzigsten Jahre ihres Alters. Nichts von dem tiefen Kummer ihres Gatten; nichts von seinen weitern Schicksalen! — Sie hinterließ einen einzigen Sohn, von dessen weiblicher Nachkommenschaft zwei der geachtesten und angesehensten Familien in Virginien, die Randolph's und die Bowling's, abstammen.

Ich kehre nunmehr wieder zu der Geschichte meines Aufenthalts in Amerika zurück. Ich war noch nicht drei Monate zu Occoquan gewesen, so überfiel mich schon in meinen Lehrstunden ein so häufiges Gähnen, und so manche andere unverkennbare Zeichen von Langerweile, daß ich anfieng zu merken, es möchte wohl Zeit seyn, meinen Wohnort zu verändern. Ich trat daher unverzüglich meine Stelle einem alten versoffenen Irländer, Namens Burbridge, ab, der zu Fuß das Land durchstrich, um irgendwo Gelegenheit zu einer solchen Schule zu finden; Freund Ellicott stand auch nicht einen Augenblick an, ihn anzunehmen, ob er gleich, als er zu ihm kam, so betrunken war, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Freund Ellicott vorzustellen, wie unrecht es wäre, daß er einem solchen Menschen die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Freund, gab er mir aber zur Antwort, von allen Hofmeistern, die ich noch gehabt habe, hat keiner meine Kinder eine so schöne Hand schreiben gelehrt, als Einer, der fast immer betrunken war; sie haben in einem Monat mehr bei ihm gelernt, als von

manchem andern in einem Vierteljahre. Ich will es daher auch jetzt mit Herrn Burbridge probiren.

Ich konnte nicht ohne Rührung die Ufer des Occoquans, an denen ich so manche ruhig glückliche Stunde verlebt hatte, verlassen; ich sollte jetzt wieder diese friedliche Einsamkeit gegen den Tumult der Welt vertauschen, und wußte nicht, was aus mir werden, noch wo meine Reise hingehen sollte. Vorerst fuhr ich mit der Landkutsche nach Philadelphia, um hier einige Gelder einzukassiren, die mir noch für verschiedene literarische Arbeiten zu gut kamen. Hierauf begab ich mich, theils zu Wasser, theils zu Land, nach Neuyork, wo ich von meinem Freund, Herrn George, mit der herzlichsten Wärme empfangen wurde. Er befand sich noch immer in der nämlichen Stelle, die ich ihm abgetreten hatte, und schien ein sehr glückliches Leben zu führen. Ich erzehlte ihm meine gehabten Abentheuer, wobei er wiederholt bemerkte, daß ich mir hoffentlich zu Occaquan etwas erspart haben würde, denn er meinte auf gut Englisch, daß es dem Mann,

dem es an Gelde fehlt, an Allem fehle. Ich stritt mich darüber mit ihm; und versicherte ihn, daß es unter der Würde eines Philosophen wäre, sich um ein so elendes Metall viel zu bekümmern, und daß man, wenn man auch noch so viele Reichthümer sammelte, doch dadurch um nichts seine Kenntnisse erweiterte, und seine Phantasie ausschmückte. Mein Freund lachte aber über meine Bemerkungen, denn in seiner jetzigen einträglichen Stelle hat er sich überzeugt, daß ein Philosoph ebenfalls Bedürfnisse hat, und er hatte angefangen zu sammeln, um sich vor künftigem Mangel zu schützen.

Ich hielt mich mehrere Wochen zu Neuyork auf; zuletzt aber wurde es mir unerträglich, so ganz ohne alle bestimmte Geschäfte zu seyn. Ich reiste daher am 21sten September 1801 von Neuyork ab, um in den südlichen Provinzen abermals mein Glück zu versuchen; dieser Tag wird mir, so lang ich lebe, merkwürdig bleiben, denn ich trennte mich an ihm von einem mehr als brüderlichen Freunde, den ich seitdem nicht wieder gesehen habe. Ich ging vorerst nach Philadelphia, wo ich spät auf

den Abend ankam. Hier fragte ich eine Quäkerin, die vor ihrer Thüre stand, ob sie mir eine Stube in ihrem Hause vermiethen könnte? Die Matrone wollte sich sehr sorgfältig erkundigen, wer ich wäre, und was ich für Bekanntschaften hätte? denn, meinte sie, man könnte nicht sorgfältig genug zu Werke gehen, ehe man Fremde in sein Haus aufnähme. Anstatt aller Antwort erkundigte ich mich bei ihr, was sie für Wohnung und Kost wöchentlich verlange, und als sie sagte: Fünf Dollars, so zählte ich ihr das Geld sogleich in die Hand, und nun bekümmerte sie sich nicht einen Augenblick mehr weder um meine Person noch um meine Verbindungen.

Ich gab mir alle mögliche Mühe, zu Philadelphia irgend eine Anstellung zu erhalten, allein es war vergebens, und ich hielt es daher nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt daselbst für das rathsamste, mich auf einem segelfertigen Schiffe nach Baltimore einzuschiffen. Ich hatte übrigens zu Philadelphia sehr viel Geld verzehrt, und auch die Reise, auf der wir in allen Orten am Ufer anlandeten, und hoch lebten, kostete mich sehr viel. Die alten

Philosophen waren der Meinung, daß die Natur dem Menschen die Sprache gegeben habe, um seine Bedürfnisse auszudrücken; allein die weit aufgeklärten Neuern verstehen dieses besser. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß es kein sichereres Mittel gibt, dem Mangel abzuhelfen, als wenn man ihn verschweigt, denn die Entdeckung seiner Armuth hat nur eine stolze Verachtung zur Folge. Der wahre Gebrauch der Sprache besteht daher nicht darin, daß man seinen Mangel bekannt macht, sondern daß man ihn verbirgt, und zufolge dieses Grundsatzes hütete ich mich sehr, als wir zu Baltimore anlandeten, ein Wort davon zu sagen, daß ich nur noch äußerst wenig Geld im Beutel hatte. Ich ging mit einem jungen lustigen Reisegefährten ohne Anstand in den besten Gasthof, die Stadt Strasburg, bezog darin eine hübsche Stube, und aß täglich mit fröhlichem Herzen an dem Wirthstische.

Während meines Aufenthaltes zu Baltimore kam daselbst zu Schiffe ein ungeheurer Käse an, der von hier zu Land nach Washington gebracht werden sollte. Es war ein

Geschenk, das die Weiber und Töchter der Pflanzer von Cheshire, in der Provinz Massachusets, dem Präsidenten der vereinigten Staaten machten. Wie viel sein Gewicht betrug, weiß ich nicht, aber seine Größe war wie die von dem größten Hinterrad eines Wagens. Die Einwohner von Baltimore, Männer, Weiber und Kinder, strömten haufenweise herbei, um dieses Ungeheuer von einem Käse anzusehen, und einige Tage nachher wurde er auf einem mit vier reichaufgeschirrten Pferden bespannten Wagen nach Washington gebracht.

Ich hatte mich in der Zeitung, die in Baltimore herauskam, für eine Stelle als Hofmeister gemeldet, und war daher sehr erfreut, als mir eines Morgens der Aufwärter im Gasthof ein sehr sorgfältig versiegeltes Billet überbrachte, denn ich war gewiß überzeugt, daß es nur von irgend einem reichen Kaufmann kommen könnte, der mich zum Hofmeister für seine Kinder annehmen wollte. Als ich es aber öffnete, so enthielt es zu meinem großen Schrecken nichts als die Rechnung des Wirthes, die über dreißig Reichsthaler betrug.

Ich ließ sogleich den Wirth ersuchen, in mein Zimmer zu kommen; hier bat ich ihn, sich nur noch einige Tage zu gedulden, und erbot mich, ihm unterdessen eine Handschrift über seine Forderung zu geben. Er versicherte mich aber, daß er eine ganze Brieftasche voll Handschriften habe, und auf dem Markt nichts dafür kaufen könne. Gut, sagte ich unwillig zu ihm, so will ich Ihnen den Bettel Morgen des Tages bezahlen!

Ich hatte erfahren, daß Herr Burr sich eben in der Bundesstadt aufhielt, und die Bundesstadt liegt nur acht deutsche Meilen von Baltimore entfernt. Ich schicke daher mit der eben abgehenden Post einen Brief an den Vicepräsidenten, der nichts weiter enthielt, als die Worte: "Mein Herr! ich befinde mich zu Baltimore." Mit der nämlichen zurückkehrenden Post erhielt ich vom Herrn Burr eine Antwort, durch welche alle Wolken, die den Horizont meines Lebens trübten, wieder verjagt wurden. Er widerholte mir die Versicherung seiner Freundschaft, und bat mich, ihm die Rechnung von meiner letzten, durch ihn veranlaßten

Reise zu überschicken, die er mir alsdann sogleich bezahlen würde. Dieser Brief von dem Vicepräsidenten, den ich sogleich dem Wirth zeigte, gab mir wieder Kredit auf mehrere Tage, und unterdessen setzte ich mit diplomatischer Genauigkeit meine nothwendigen Ausgaben von dem Augenblick an, wo ich Neuyork verlassen hatte, bis zu dem, wo ich so schrecklich getäuscht die Stiege des Schatzamtes zu Washington herabgegangen war, auf, überschickte diese Rechnung dem Vicepräsidenten, und erhielt unverzüglich von ihm folgende Antwort: "Ihr Herren Gelehrten seyd die schlechtesten Rechner auf der Welt; ich bin überzeugt, daß ich Ihnen durch den hier beiliegenden doppelten Betrag Ihrer Rechnung nicht mehr bezahle, als was ich Ihnen schuldig bin.„ — Durch diesen Brief wurde mein Stolz beleidigt! Ich schickte die Hälfte des Geldes sogleich wieder zurück, und versicherte Herrn Burr, daß ich mich durch ein Almosen für entehrt halten würde.

Unterdessen war mir eine Stelle als Hofmeister in einer Gegend von Virginien angeboten worden, in der ich noch niemals gewesen

war. Ich wanderte daher von Baltimore zu Fuß fort, und nahm meinen Weg abermals nach Washington. Es war übrigens in der letzten Zeit in meiner Denkungsart eine große Veränderung vorgegangen, denn ich war durch die Erfahrung von allen Selbsttäuschungen geheilt worden. Ich hatte die Hofnung aufgegeben, mich über die Menge emporzuschwingen, und mein Ehrgeitz fand jetzt in dem Unterricht von Kindern volle Befriedigung.

Nachdem ich einige Meilen fortgegangen war, kam ich mitten im Walde an das Haus eines Bruder Schulmeisters, den ich in Baltimore hatte kennen lernen, und der mich eingeladen hatte, ihn in seiner literarischen Einsamkeit zu besuchen. Zum Unglück war er aber gerade nicht zu Hause, und ich mußte daher, ohne ihn gesehen zu haben, meine Reise weiter fortsetzen. Das Schild über seiner Thüre belustigte mich übrigens den ganzen Weg über. "Anton Macdonald,, hieß es auf demselben, "unterrichtet hier Knaben und Mädchen in der Grammatik und der Geographie des Himmels und der Erde; — auch färbt er alte Hüte

auf und macht sie wieder neu!„ — Zu Washington hielt ich mich mehrere Tage auf; der Kongreß war eben versammelt, und ich wohnte unausgesetzt den Sitzungen desselben bei. Der Vicepräsident überhäufte mich mit Güte, und ich hatte während meines ganzen Aufenthaltes daselbst den Tisch in seinem Hause.

Endlich setzte ich meine Reise an dem Ufer des Potomacks fort; ich war mit der Sonne aufgestanden, und kam schon um neun Uhr an die Brücke, die über den sogenannten kleinen Fall dieses Flusses führt. Diese Brücke erregt die Bewunderung aller Amerikaner; ein Europäer aber findet nichts ausserordentliches daran. Die Künste in Amerika können in der That keinen verständigen Reisenden auch nur eine einzige Stunde lang beschäftigen; die Natur hingegen wird Jahre lang seine Aufmerksamkeit fesseln. Der eingetretene Regen nöthigte mich, die Nacht in einem an der Strasse gelegenen Gasthof eines Deutschen zuzubringen, und den andern Morgen machte ich einen bedeutenden Umweg, um den großen Fall des Potomacks zu sehen. Ich hörte schon aus weiter

Ferne

Ferne das tobende Gewässer, und endlich stand ich vor dem majestätischen Schauspiel selbst. In tiefer Stille staunte ich diesen Kampf der Elemente an, wo ein unermeßlicher Fluß sich mit tobendem Ungestüm über hohe Felsen hinabstürzt, seine in Schaum aufgelößten Fluthen bis an die Wolken emporsteigen, und seine Ufer weit hin im Innersten erzittern. Damit die Böte, auf welchen die Landesprodukte aus den innern Gegenden nach Washington gebracht werden, diese furchtbare Stelle passiren können, so sind eine Menge Schleusen daselbst angelegt. Ich hatte aber den bedeutenden Umweg nicht gemacht, um die Kunst, sondern um die Natur zu bewundern, und übergehe daher diesen Gegenstand mit Stillschweigen.

Als ich den großen Fall des Potomacks verließ, folgte mir ein kleiner Hund nach, den ich eher an mich lockte, als zurück jagte; ich war es müde, allein zu reisen, und hatte einen Gefährten nöthig. Ein Europäer, der blos allein durch sein überall offenes, angebautes Vaterland gereist ist, kann sich nur einen höchst unvollständigen Begriff von den endlosen, un-

durchdringlichen Waldungen im westlichen Continent machen. Durch solche Wälder führte mich jetzt mein Weg; aber ich erinnere mich nicht, daß ich mich jemals in meinem Leben in einer größern Behaglichkeit und freier von Sorgen gefühlt hätte. Ich strotzte von Gesundheit; die Welt war mein Vaterland, und es war mir vollkommen gleichgültig, wo ich meine Pilgrimschaft endigen sollte, ob in den Wildnissen am Potomack oder in einer Schulstube in England. Ich hoffte, noch vor einbrechender Nacht eine mir als Ziel dieser Tagereise angezeigte Pflanzung zu erreichen; allein ich hatte das Unglück, mich in der dichten Waldung zu verirren. Es fing an dunkel zu werden, und das Geschrei der Nachteulen machte die Einsamkeit um mich her noch melancholischer. Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, ein Feuer anzuzünden, und die Nacht unter einem Baume zuzubringen, als auf einmal die fernen Schläge einer Holzaxt mein Ohr erfreuten. Der Schlaf kann einem Müden, das Wasser einem Durstigen nicht erquickender seyn, als mir diese Töne. Ich ging unverzüglich auf die Gegend zu, wo sie herkamen, und befand mich bald in einer Tabaks-

pflanzung. Kaum war ich jedoch über den Zaun gesprungen, der sie umringte, so wurde ich von ein Paar umgeheuern Hunden bewillkommt, die wüthend über mich herfielen. Wenn dich die Bestien hier zerreißen, dachte ich, wie schimpflich endigest du dann deine Wanderschaft auf Erden! Die Furcht ist aber nicht nur eine schimpfliche, sondern auch eine gefährliche Leidenschaft; hätte ich vor diesen Bluthunden die Flucht ergriffen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie mich an dem Theile würden gepackt haben, wo man sagt, daß die Ehre ihren Sitz hat. Ich setzte mich daher tapfer zur Wehre, und rief dabei so laut um Hülfe, daß man es bald in dem Hause hörte und mit einem Lichte heraus kam. Ich fragte nach dem Weg auf die Pflanzung, wo ich hin wollte, und bat zugleich um einen Trunk Wasser. Man führte mich in das Haus, wo ich einen Mann mit seiner Frau und fünf Kindern an einem hellodernden Feuer sitzen sah.

Diese häusliche Gruppe brachte ein unbeschreiblich wohlthätiges Gefühl in mir hervor. Es verirre sich nur einmal ein müder Europäer

in den Wäldern von Amerika, und urtheile dann, wie glücklich er sich in einem solchen Zirkel fühlen wird! — Gastfreundschaft ist der hervorstechendste Zug in dem Charakter der Virginier. Auch diese guten Menschen versicherten mich, daß ich in der Dämmerung den Weg auf die Pflanzung, wo ich hin wollte, nicht mehr finden würde, und luden mich ein, bei ihnen zu übernachten. Ich nahm diese Einladung sehr gerne an, und sogleich sahen mich die Kinder als ein Mitglied der Familie an, und machten mir Platz, um mich in ihre Mitte zu setzen.

Bei diesen harmlosen Menschen brachte ich einen sehr vergnügten, ruhigglücklichen Abend zu, und das einzige unangenehme Gefühl, das ich bei ihnen hatte, wurde durch die Nachricht in mir erregt, daß mein kleiner Hund wieder zurückgelaufen war, und ich mich folglich nun wieder allein und ohne Gefährten befand.

Den andern Morgen regnete es unabläßig, und ich sah mich genöthiget, den ganzen Tag bei dieser gastfreien Familie zuzubringen. Die älteste Tochter, mit der ich mich die ganze Zeit

über hauptsächlich unterhielt, weil der Vater und die Brüder ihren Geschäften nachgingen, war ein liebes schwarzäugigtes Mädchen von neunzehn Jahren. Während sie mit aller Unbefangenheit ihres unschuldigen Herzens mit mir sprach, saß sie immer an ihrem Spinnrade; der Ton dieses Instruments war freilich nicht so harmonisch, wie der eines Pianoforte's, allein ein solches Waldmädchen am Spinnrade dürfte dennoch leicht für manchen ein weit reizenderer Gegenstand seyn, als eine prächtige Stadtdame, die mit stolzer Miene die Saiten der Harfen berührt und Bewunderung für ihre Talente gebietet.

Am dritten Tage ging das liebliche Mädchen selbst mit mir, um mich auf den rechten Weg zu führen. An der Gränze des Waldes nahm ich von ihr den herzlichsten Abschied, sah ihr noch lange nach, und wünschte ihr das schönste Erdenglück.

An dem nämlichen Tage kam ich nach New-gate, wo meine Pilgrimschaft beinahe zu Ende war, denn die Pflanzung des Herrn Ball's, bei dem ich angestellt werden sollte, lag nur an-

derthalb deutsche Meilen davon entfernt. Allein jetzt war es schlechterdings nöthig, daß ich ein Pferd miethete, denn in Virginien wird ein Mann, der zu Fuß reist, durchaus nicht geachtet, und ein verständiger Mann muß sich nach den Sitten aller Länder richten.

Der Weg von Newgate auf die Pflanzung des Herrn Ball's führt auf den abscheulichsten Wegen durch die düstersten, dickverwachsensten Waldungen. In einem Städtchen, Newmarket, das etwas über halbwegs liegt, und von welchem aus man nicht mehr ohne Führer fortkommen kann, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich in den Wildnissen zu verirren, hatte ich das Glück, zufälligerweise einen alten Neger anzutreffen, der Herrn Ball zugehörte, und eben im Begriff war, wieder auf die Pflanzung zurück zu kehren. Ich war äusserst froh, ihn zum Führer zu bekommen, und erfuhr von ihm unterwegs manches, was mich Herrn Ball und seine Familie näher kennen lehrte. Er erzehlte mir, daß er sieben Kinder, vier Töchter und drei Söhne, habe, und ein äusserst wohlwollender Mann sey.

Bei meiner Ankunft auf der Pflanzung wurde ich vom Herrn Ball ausnehmend freundlich und wohlwollend empfangen; er versicherte mich, daß er meiner Ankunft schon lange mit Verlangen entgegen gesehen habe, und sich freue, mich endlich bei sich zu sehen. Ein Mulattenknabe brachte sogleich Erfrischungen herbei, und nach wenigen Minuten versammelte sich die ganze Familie, um den neuen Hofmeister in Augenschein zu nehmen.

Herr Ball nahm mich durch sein leutseliges Betragen sogleich ganz für sich ein, und es freute mich ausnehmend, in ihm einen gebildeten Mann zu finden, mit dem man ein vernünftiges Gespräch führen konnte.

Als sich nach einiger Zeit die Kinder wieder entfernt hatten, so suchte ich die Bedingungen zu erfahren, unter denen er mich in seinem Hause behalten wollte, und überreichte ihm zu diesem Ende einen Empfehlungsbrief, den mir in Washington Herr Jefferson für ihn mitgegeben hatte. Ich wußte, daß Herr Ball durchaus für die jetzige Regierung ge-

stimmt war, und zweifelte daher nicht im mindesten, daß ein Brief von dem Präsidenten des Kongresses wie ein Zaubermittel auf ihn wirken würde. Allein ich kannte meinen Mann noch nicht; er ließ sich durch einen bloßen Namen nicht leicht irre machen. Nachdem er meinen Brief mehr aus Gefälligkeit als aus Neugierde gelesen hatte, machte er die Bemerkung, daß man den wahren Charakter eines Mannes nur allein aus seinem Betragen kennen lernen könnte; er freue sich übrigens, setzte er hinzu, einen Mann von Kenntnissen in seinem Hause zu haben, und wolle mir ein Jahrgeld von hundert Karolin anbieten. Ich dankte ihm für die Ehre, die er mir erzeigte, und schloß einen Akkord mit ihm für ein Vierteljahr ab.

Am folgenden Morgen kamen alle in der Nachbarschaft wohnenden Pflanzer herbei, welche Kinder hatten, die sie in meine Akademie schicken wollten; denn mit dieser Benennung beehrten sie die Hütte aus Baumstämmen, worin ich wohnen und Unterricht ertheilen sollte. Sie freuten sich, daß ihre Kinder nunmehr in den Stand gesetzt würden, ihr Licht an der Fa-

ckel der Gelehrsamkeit anzuzünden, und überhäuften mich, ob sie mich gleich vorher niemals gesehen und nichts von mir gehört hatten, mit einer solchen Menge von Lobsprüchen, daß ich keine Worte mehr fand, ihnen darauf zu antworten. Ich hatte bisher die Franzosen für Meister in diesen leeren Wortschwall gehalten; allein diese Virginier übertrafen sie noch bei weitem.

Sogleich mit der folgenden Woche eröffnete ich meine Akademie, wie man es hier nannte, was aber in jedem andern Lande weiter nichts als eine gemeine Dorfschule gewesen wäre. Meine Hütte bestand aus einer großen Stube, die dritthalb Fuß hoch von der Erde auf Steinen stand, und aus unbehauenen Baumstämmen erbaut war. Die Wände waren nicht getäfelt, und die obere Decke war weder mit Mörtel überzogen, noch auch das Dach mit Latten belegt, sondern blos mit Schindeln bedeckt. Bei dem geringsten Regen mußte ich daher mein Bett (denn ich schlief auch in dieser Stube) in den Winkel schieben, wo ich am meisten geschützt zu seyn glaubte. Anstatt der Fenster war eine einzige große Oeffnung angebracht,

die aber weder mit Glasfenstern noch mit einem Laden versehen war. Um diesem Uebel abzuhelfen, mußte die Mulattin, die mir zur Aufwartung gegeben war, jede Nacht ein grosses viereckiges Brett von Aussen vor die Oeffnung halten, und es mit einem starken Pfahl stützen; wenn ich alsdann des Morgens aufstand, so mußte ich vorerst, um Licht in die Stube zu bekommen, den Pfahl mit dem Fuße wegstoßen, worauf das Bret mit einem furchtbaren Getöse herabstürzte. Man glaube aber ja nicht, daß ich mich in dieser Stube unglücklich fühlte; ich hatte schon Erfahrungen von so mancherlei Art gemacht, daß ich nicht mehr so thöricht war, mein Glück nach der Meinung zu schätzen, die etwa Andere davon haben könnten.

Meine Schule selbst verschaffte mir viele Freude, denn sie bestand nicht allein aus lärmenden Jungen, sondern auch aus einigen der hübschesten Mädchen in der Gegend. Da ich in mehrern unter den letztern ausgezeichnete Fähigkeiten und Naturanlagen entdeckte, so wandte ich allen möglichen Fleiß auf ihren Unterricht,

und bemühte mich nicht nur ihnen Kentnisse beizubringen, sondern auch ein richtiges Gefühl für das Schöne in ihnen zu erwecken. Geschichte und Geographie waren unser vorzüglichstes Studium; aber ausserdem las ich mit ihnen einige Werke von Shakespeare, von Gray und von Goldsmith. Im Französischen, worin sie schon einigen Anfang hatten, machten sie bald bewundernswürdige Fortschritte; ich wählte zu ihrer Lektüre die harmonischen Lieder der Sevigne', das epische Gedicht von Fenelon, und Paul und Virginie, diese rührende Erzählung von St. Pierre. Mit unbeschreiblichem Vergnügen bemerkte ich, wie sich täglich ihr Geschmack verfeinerte; ich öffnete immer mehr ihre Herzen den schönsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids, und machte sie empfänglich für jede edle und sanfte Empfindung, die der Menschheit zur Zierde gereicht.

Meine Abendstunden brachte ich theils allein, theils in dem Zirkel der Familie sehr angenehm zu. Nirgends habe ich die Sklaverei auf einer so schönen Seite kennen gelernt, als auf dieser Pflanzung. Der Schwiegervater vom

Herrn Ball, der ehemals in den Wäldern von Virginien gewohnt hatte, und sich jetzt zu Baltimore aufhielt, hatte vor mehrern Jahren allen seinen Negern die Freiheit geschenkt, ausser nur denen nicht, die er seiner Tochter zur Aussteuer mit gab. Allein auch dieses Letztere reuete ihn in der Folge wieder, und er schrieb in einem Anfall von religiöser Schwärmerei einen äußerst beweglichen Brief an Herrn Ball, worin er ihn dringend aufforderte, seine Neger frei zu lassen, wenn er nicht unfehlbar in die Hölle fahren wollte. Herr Ball aber, dessen Vermögen größtentheils in seinen Sklaven bestand, und dessen Familie mit jedem Jahre zunahm, dachte hierüber ganz anders; er antwortete seinem Schwiegervater in wenigen Worten, daß er es auf diese Gefahr wolle ankommen lassen. Seine Sklaven wurden aber auch äußerst gut behandelt; ihre Arbeit war sehr mäßig, und ich habe in den drei Monaten meines Aufenthalts bei ihm nicht ein einzigesmal den Fall erlebt, daß einer von ihnen wäre gezüchtiget worden. An den Sonntagen hatten sie die Erlaubniß, Besuche bei ihren Nachbarn zu machen, und es war sonderbar zu sehen, wie sich alsdann die

Weiber, und besonders die Mädchen, herausputz-
ten, ihre Armbänder, Ringe, Ohrringe und al-
les, was sie nur ihrer Meinung nach kostbares
besaßen, anhiengen, und es darauf anzulegen
schienen, Eroberungen zu machen.

So zufrieden ich auch hier lebte, so woll-
te es mir in der Länge dennoch nicht gefallen.
Die Pflanzung des Herrn Ball hatte eine äus-
serst traurige Lage; sie besaß weder die wilden
Schönheiten der Natur, noch die einförmigen
der Kunst. Gerade gegen ihr über zogen sich die
blauen Berge mit ihren himmelhohen Gi-
pfeln hin, und das Ganze war so unaussprech-
lich düster, daß ein Engländer nicht vier Wo-
chen daselbst leben könnte, ohne sich aufzuhän-
gen. Hierzu kam noch, daß die Jungen, die
zu mir in die Schule gingen, wilde unbändige
Wesen waren, und daß ich keinen einzigen unter
ihnen fand, in dem ich auch nur die geringste
Neigung, etwas zu lernen, hätte erregen kön-
nen. Dennoch gab einer von meinen Schülern
die Veranlassung, daß der Entschluß, meine Stel-
le wieder niederzulegen, in mir zur Reife kam.
Es war ein etlich und dreißigjähriger Mann,

der aus Neujersey gekommen war, um besonders sich in der lateinischen Sprache zu üben. Er that dieses in keiner andern Absicht, als weil er sich vorgenommen hatte, sobald als möglich selbst eine Schule anzulegen, und weil er alsdann in dem Gelernten selbst wieder Unterricht ertheilen wollte. Er hatte daher kaum einige Fortschritte bei mir gemacht, so fing er an, die Kinder sowohl als ihre Eltern heimlich gegen mich aufzuhetzen; den Vorzug hatte er vor mir voraus, daß er eine Hand schrieb, als wenn es in Kupfer gestochen wäre; dieß mußte ihm allerdings in einem Lande, wo man das Schönschreiben für den wesentlichsten Theil der Erziehung hält, einen großen Werth geben. Ich sah seinen Plan, meine Stelle einzunehmen, sehr bald ein, und da ich theils der ewigen Zänkereien, die er mir verursachte, überdrüßig war, theils auch des Herumwanderns in einem fremden Welttheile müde, im Stillen den Entschluß gefaßt hatte, wieder nach Europa zurück zu kehren, so legte ich, so bald die drei Monate, zu denen ich mich verbindlich gemacht hatte, verflossen waren, meine Stelle nieder. Meine Schülerinnen vergossen die bittersten Thränen bei meiner Ab-

reise, denn sie fühlten sehr gut, daß in Zukunft ihr ganzer Unterricht wieder im Rechnen und Schreiben bestehen würde.

Ich ergriff nun abermals, aber jetzt zum letzten Male, den Wanderstab, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach Baltimore. Ich hatte das Glück, hier ein Schiff zu finden, das eben im Begriff war, nach England abzusegein; ich schiffte mich daher sogleich auf demselben ein. Nach einer sehr glücklichen Fahrt kam ich im September 1803 in England an. Arm hatte ich meine Reise angetreten; arm kehrte ich wieder zurück. Allein ich hatte unterdessen größtentheils zu Fuß die meisten Provinzen des nordamerikanischen Freistaates durchwandert und mir einen Schatz von Erfahrungen und Menschenkenntnissen gesammelt. Ich brachte eine Fülle von Gesundheit wieder mit zurück, und was mehr ist als alle Schätze der Erde, ein zufriedenes, von allen Schlacken der Eitelkeit und des Ehrgeitzes gereinigtes Herz. —





Ersten Bandes zweiter Theil

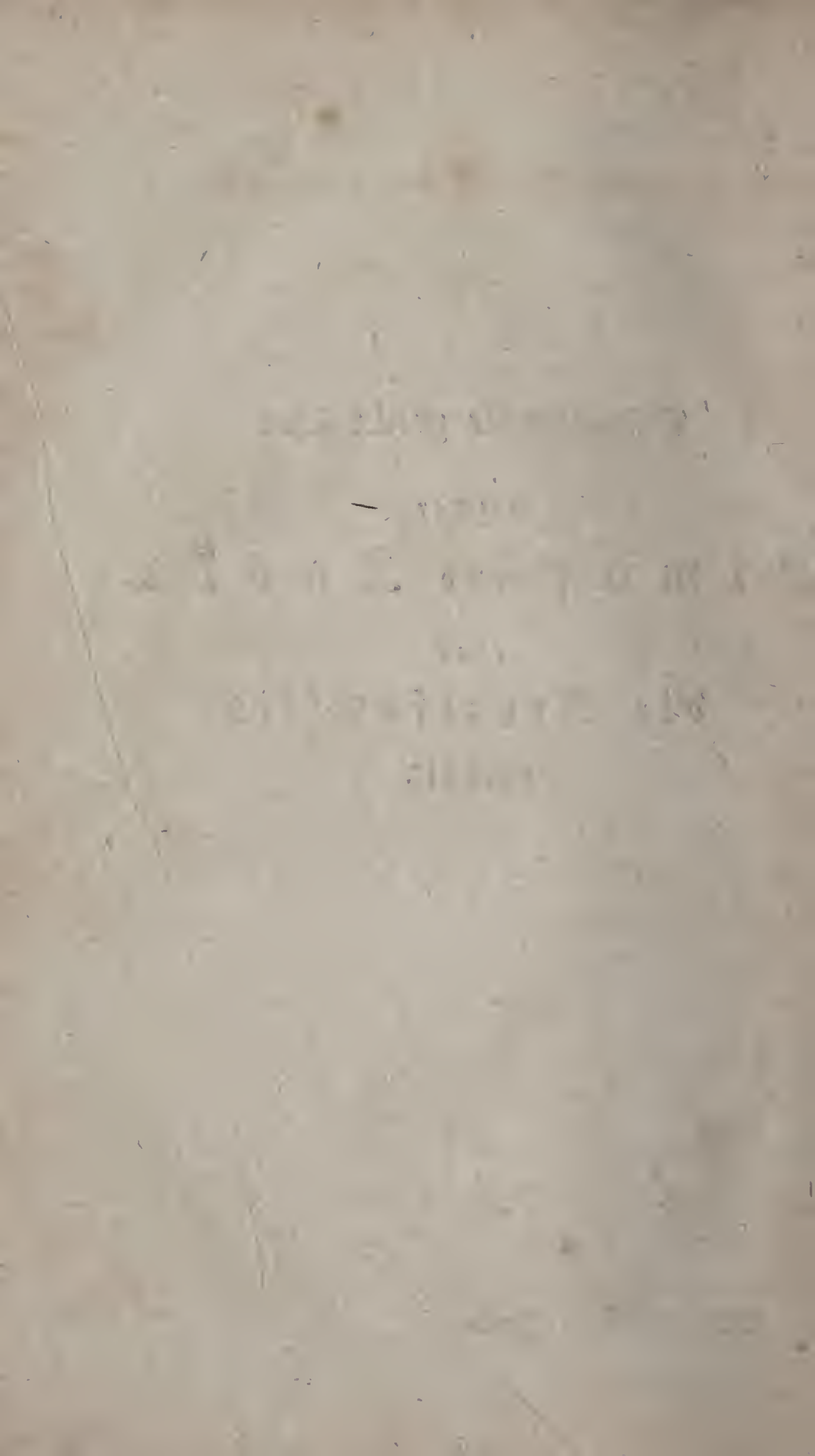
welcher

Limar und Kaska

oder

die Negerfamilie

enthält.



Limar und Kaska
oder
die Negerfamilie.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Rosette, eine verständige und gute Mutter, mit ihren Kindern, Eleonora war funfzehn und August zwölf Jahr, spazieren. Das reine Blau des Himmels wurde von keinem Wölkchen getrübt, die Blumen des Feldes standen, bedeckt mit nächtlichem Thau, in ihrer Frischheit da, die freundliche Sonne bestrahlte sie, und die Fluren sahen einem mit Diamanten geschmückten Teppiche gleich. Leben und Heiterkeit war durch die Natur verbreitet, und Leonora fühlte sich gestärkt durch die Morgenfrische, und von den Reizen des Frühlings erhoben zu dem, der unsichtbar, aber wirksam, im Weltall waltet.

Eleonorens Angesicht verklärte sich. Mutter, sprach sie, wie schön ist alles um uns her! wie freundlich lächelt die Sonne, wie heiter ist der Himmel! wie lebt und webt alles in der Natur.

Ja, meine Tochter, versetzte die Mutter, der heutige Morgen ist schön und reizend, er ist ein Bild des Lebens, das dem Guten und Frommen zu Theil wird, wenn auch nicht in dieser, so doch in einer andern Welt.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht dir, die mir Erlöser heißt!

Jetzt schritten Sie weiter. Neue Naturreize entfalteten sich vor ihnen. Von einem Hügel genossen sie die herrlichste Aussicht. Mutter und Tochter setzten sich auf grüne Rasen nieder, und blickten mit still heiterer Seele auf die schönen Fluren, die sich unter ihnen ausbreiteten. Ich sehe, ihr freuet Euch, meine Kin-

der, sprach jene; die Reize der Natur fesseln Euch, und Euer Blick ist ungewöhnlich heiter. Wohl dem Herzen, das mit Liebe an der Natur hängt! O bleibt ihr immer treu! sie ist die aufrichtigste Freundin der Menschheit; ihr vertrauen, heißt dem Guten vertrauen. — Endlich baten die Kinder die Mutter, ihnen etwas zu erzählen. Die Mutter dachte einige Augenblicke nach, dann erzehlte sie Folgendes:

Im Innern von Afrika lebte eine kleine Negerfamilie, die sich durch Arbeitsamkeit und natürliche Herzensgüte auszeichnete. Limar hieß der Familienvater; Kaska, sein Weib. Unbekannt mit der europäischen Bildung, führten sie die einfachste Lebensart; aber ihre Sitten waren rein, und dem gefällig, der nicht den äußern Schein, sondern das Herz ansiehet, und darnach den Werth des Menschen bestimmt.

Limar und Kaska hatten zwei Kinder, welche das Glück ihres Lebens ausmachten. Jada hieß der Sohn, Vanilla die Tochter. Die braven Eltern folgten bei der Erziehung ihrer Kinder blos den Gefühlen ihres Herzens, gewöhnten sie an gute Handlungen, und Sohn

und Tochter glichen an redlicher Gesinnung ihren geliebten Erziehern.

Jada war um acht Jahre älter als seine Schwester Vanilla. Seine Liebe zu ihr machte ihn liebenswürdig. Für Vanilla hätte er sein Leben hingegeben. Als sie noch klein war, spielte er mit ihr, und suchte auf alle Art ihr die Tage der Kindheit angenehm zu machen. Späterhin lehrte er sie Matten flechten, unterwies sie in noch andern Arbeiten, und theilte mit ihr jede Freude, die ihm das Leben gewährte.

Vanilla fühlte die Liebe und Güte des Bruders, und war ihm mit ganzer Seele zugethan. Kaska, sagte oft Limar, sieh' unsre Kinder an: wie gut sie einander sind! wie gern sie einander helfen! wie eins das andere an Gefälligkeit zu übertreffen sucht!

Guter Limar, erwiederte dann gewöhnlich das bescheidene Negerweib, weißt Du auch, wem sie ähnlich sind?

Dir, liebe Kaska, Dir! versetzte mehrmals der Vater. Mit der Muttermilch haben

sie zugleich Dein gutes Herz eingesogen; sie haben täglich, ja stündlich Deine Mutterliebe, Deinen Fleiß, Deine Gefälligkeit gesehen, und sind gut geworden, so gut wie Du, meine Kaska.

Sie haben die Redlichkeit des Vaters gesehen, sprach hierauf mit liebenswürdiger Bescheidenheit die gute Kaska; sie haben seine Vaterliebe, seine Thätigkeit, seine Güte wahrgenommen, und sind brav geworden, wie Du, mein Limar.

Möchten sie immer brav bleiben! war dann gewöhnlich der Wunsch, womit solche Gespräche beschlossen wurden. Oft kamen die Kinder dazu, und freuten sich über das Wohlgefallen, womit die Eltern sie betrachteten. Vanilla brachte ihnen bisweilen Blumen, die sie im nahen Walde gepflückt hatte, uud sang gewöhnlich, wenn sie dieselben überreichte, folgende, von dem Herzen ihr eingegebene Worte:

Blumen, schöne Blumen, bring' ich Euch;
Eure Tochter bringt Euch schöne Blumen;
Mutter, Vater, nehmt die Blumen an,
Denn sie sind gepflückt von meinen Händen.

Doch bezahlen müßt ihr mir die Blumen;
Müßt dafür mich lächeln an! —
So! — das hat mir wohl gethan.

Nicht künstlich, aber herzlich, eindringend war Vanilla's Gesang, womit sie die Seele ihrer Eltern oft erheiterte. Er kam von Herzen, und ging zu Herzen.

Das zehnte Jahr hatte Vanilla bereits zurückgelegt, als sie von ihrem Bruder, der nun zu einem kraftvollen Jüngling gereift war, eingeladen wurde, mit ihm in den Wald zu gehen, um dort eine Art Beeren zu pflücken, die von Raska gerne gegessen wurden. Wir wollen der Mutter, sprach er, Freude machen! wir wollen ihr ihr Lieblingsessen holen!

Kinder! rief ihnen Limar zu, als sie sich entfernten, um in den Wald zn gehen, irret nicht zu weit in den Wäldern herum; denn keinen Augenblick sind wir von einem Ueberfalle feindlicher Horden sicher! Jada, sieh' Dich fleißig um, und meide die Gefahr.

Sey ohne Sorgen, Vater! rief Jada, mir geschieht nicht leicht was Uebels. Mit

diesen Worten eilten er und Vanilla davon.

Zwei Stunden waren verflossen, und Vanilla war mit Jada noch nicht zurückgekehrt. Der Vater wollte ihnen entgegen gehen. In diesem Augenblicke stürzte Vanilla händeringend mit einem Klageschrei herbei. Er ist dahin! er ist verlohren! sie haben ihn fortgeschleppt! rief Vanilla schluchzend, und stürzte vor ihrem Vater nieder.

Meine Tochter! meine Vanilla! sprach Limar mit gebrochener Stimme, was ist Dir begegnet? wo ist Jada? wer ist verlohren?

Ach, Jada ist verlohren! der Bruder ist verlohren! rief Vanilla klagend, und erschreckte durch diese Worte Vater und Mutter.

Kaska schlug die Hände zusammen; Limar stand sprachlos und wie an allen Theilen seines Körpers gelähmt da; Vanilla weinte und jammerte.

Aus der abgebrochenen Erzehlung der Tochter verstanden die betrübten Eltern folgendes: Jada wollte diesmal seiner Mutter viele Bee-

ren mitbringen. Er ging tief in den Wald, wo er deren am meisten zu finden hoffte. Der Unglückliche verirrte sich zu weit. Sechs feindlich gesinnte Neger stürzten auf ihn, und wollten ihn binden. Er wehrte sich tapfer, und verwundete drei von ihnen gefährlich. Vanilla warf sich zwischen den Bruder und die Feinde. Sie rissen sie von ihm los, banden den überwundenen Jada, und schleppten ihn davon.

Limar erholte sich bald von seinem Schrecken. Eiligst rief er mehrere von seinen Freunden zusammen, und eilte mit ihnen nach dem Walde, wo er die Räuber seines Sohnes einzuholen, und ihnen ihre Beute abzunehmen hoffte. Voll Betrübniß, und getheilt zwischen Hoffnung und Zweifel, wartete Kaska mit Vanilla auf seine Rückkehr.

Limar kehrte zurück, aber den Sohn brachte er nicht. Den ganzen Wald hatte er durchstrichen, keinen Winkel in der umliegenden Gegend undurchsucht gelassen; doch nirgends den geraubten Jada entdeckt. Kaska, sprach er, als er in seine Hütte trat, Limar kommt ohne den

Sohn zurück, und die Mutter und Vanilla jammerten laut.

Ach Limar's Schmerz war groß; er hatte Jada mit aller Sorgfalt aufgezogen, in ihm sich selbst erblickt, für ihn gearbeitet, gedacht, gesorgt, in ihm die Stütze seines Alters erwartet, und nun sah er sich auf einmal seines einzigen Sohnes, und mit ihm der schönsten, süssesten Hoffnungen beraubt.

Doch tiefer noch fühlten Kaska und Vanilla ihren Verlust; denn inniger und zarter ist die Empfindung des weiblichen, besonders des mütterlichen Herzens. Es währte lange, bis ihre Augen sich trockneten. Um Jada stiegen jeden Tag die lautesten Seufzer empor, um Jada rangen sie die Hände, um ihn flossen täglich die bittersten Thränen.

Monate waren vergangen, und noch bluteten die Herzen derer, die an Jada hiengen. Rührend war der melancholische Gesang, den Vanilla in mancher stillen Stunde, dem Andenken des Bruders gewidmet, anstimmte. Die Eltern horchten ihm mit Grauen und Schmerz,

die Einwohner des Negerdorfes, in welchem Limar lebte, mit tiefer Wehmuth, und den Zuhörer so wie der Sängerin, rollten dabei manche Thräne von den Wangen. In gereimte Strophen gefaßt, lautete Vanilla's Klagegesang also:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verlohren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada, Bruder Jada! wärst du nie gebohren!
Heitrer wäre dann Vanilla's Sinn!

Jada! — Nein, du siehst nicht meine Zähren,
Hörst nicht deiner Schwester Klageton!
Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos dich davon!

Jada! werd ich dich nicht wieder finden? —
Soll Vanilla ewig dich nicht sehn?
Traurig, traurig werden ihre Tage schwinden:
Langsam wird das Leben ihr vergehn.

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verlohren,
Jada! Bruder Juda! wärst du nie gebohren! —

Limar unterließ nicht, eifrig nach seinem Sohne zu forschen. Alle Mühe war vergebens. Nirgends entdeckte er eine Spur von ihm. Zehn Monden waren bereits verflossen, ohne daß man Nachricht von Jada's Schicksale erhielt. Um diese Zeit wurde es in der Gegend, in welcher Limar wohnte, immer unruhiger. Die Mauren, an Herzensgüte tief unter den Negern, falsch und zum Hohne geneigt, streiften in grossen Horden herum, verwüsteten die Felder der viel gutmüthigeren Neger, raubten Vieh und Menschen, und verkauften die letztern an andere Schwarze, oder, auf der Küste von Guinea, an die Weissen, die sie dann, gefesselt und in einen engen Schiffraum gesperrt, nach der, von manchem schweren Fluche der unterdrückten Menschheit belasteten neuen Welt verhandelten, wo sie, auf ewig von der geliebten Heimath geschieden, auf Zucker= und andern Plantagen unter den beschwerlichsten Arbeiten ihre Tage elendiglich hinleben mußten, bis ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, und sie durch den Tod, ihrem Glauben gemäß, an einen andern Platz versetzt wurden, wo es keine weissen Peiniger mehr für sie gab.

Lima'rs und der Seinigen Schicksal sollte jetzt eine andere Wendung nehmen, ihre häusliche Ruhe dahin schwinden, und der Verlust ihres Sohnes nicht das einzige harte Unglück ihres Lebens seyn.

Die Gefangenschaft.

Die Mauren begingen an den Negern immer größere Grausamkeiten, und wurden von ihnen tief gehaßt. Alles zitterte vor den hartherzigen Feinden. Auch Limar und die Seinigen schwebten in großer Besorgniß; denn nicht weit von ihrem Wohnorte hatten bereits mehrere Haufen von Mauren manche Zerstörung angerichtet, manchen Neger gemordet, oder als Sklaven davon geführt.

Eines Tages verbreitete sich die Schreckensnachricht, daß einige tausend Mauren im Anzuge wären, denen Tod und Verwüstung vorhergiengen. Alles flüchtete sich. Auch Limar beschloß, mit Kasla und Vanilla seine Hütte zu

verlassen, und in eine ruhigere Gegend zu fliehen. Rings umgeben von großen Waldungen, führte sie der Weg durch eine derselben, die zwar finster und schaurig, aber unter allen die sicherste war.

Einige Stunden lang war Limar, Kaska und Vanilla mit noch mehrern Negerfamilien in diesem Walde fortgegangen, als sie sich plötzlich von einer Menge Mauren umgeben sahen. An eine Flucht war nicht zu denken! sich gegen die Feinde zu wehren, schien bedenklich und vergeblich; ihre Anzahl war zu groß, und ihr Zorn konnte durch Gegenwehr nur noch mehr entflammt und verderblicher gemacht werden.

Die Mauren fielen über die wehrlosen Neger her, mißhandelten sie, und erklärten sie für Gefangene. Vanilla klammerte sich an den Vater; die Barbaren rissen sie von ihm los, und gestatteten ihr nicht mehr, sich dem guten Limar zu nähern. Aber die liebenswürdige Wehmuth, mit der sie ihr Unglück beklagte, erweichte das Herz der Feinde so sehr, daß sie ihr mit Milde, ja mit einer Art von Freundlichkeit begegneten.

Dies Benehmen der Mauren flößte der gutmüthigen Vanilla die Hoffnung ein, daß man ihr und ihren Eltern die Freiheit schenken, sie wenigstens nicht von einander trennen werde. Der Zustand der Sklaverei schien ihr schrecklich, aber wenn sie daran dachte, daß sie mit ihren Eltern das Unglück theilen sollte, so wurde ihr Herz merklich getröstet.

Vanilla that gegen die Mauren sehr freundlich, und liebkoste ihren Anführer, der an dem einnehmenden Wesen des jungen, unschuldigen Mädchens großes Wohlgefallen zu finden schien, Vanilla glaubte, durch ihr einschmeichelndes Betragen, die Mauren endlich dahin zu bewegen, daß sie ihr und ihren Eltern die Freiheit schenkten. Sie irrte sich.

Zwei Tage waren die Mauren bereits mit den Gefangenen in den Wäldern herum gezogen, ohne ihr Benehmen gegen Limar und Kaska zu ändern. Beide wurden, so wie die andern Gefangenen, lieblos und hart behandelt. Vanilla empfand darüber den tiefsten Schmerz, und bat herzlich, man möchte sie zu ihren Eltern lassen, die sich unter einer andern

dern Horde befanden. Ihre Bitten wurden nicht erhört.

In der dritten Nacht lagerten sich die Mauren auf einer Waldwiese, und zündeten mehrere Feuer an. Die Gefangenen mußten dieselben unterhalten; auch Vanilla war dabei geschäftig. Der Anführer der Horde ließ sie vor sich kommen, und sprach zu ihr: Kleine Vanilla, Du hast uns schon mehrmals durch Deinen Gesang ergötzt, wohlan! singe uns auch jetzt ein schönes Lied, dann sollst Du von aller Arbeit befreit seyn.

Ich arbeite nicht ungern! versetzte Vanilla. Aber wenn ihr befehlt, daß ich singen soll, so will ich's thun. Ich singe auch gern.

Um Vanilla versammelte sich nun ein grosser Theil der Horde, um ihr zuzuhören. Sie schlug das Auge nieder, und sang mit rührender Anmuth und Innigkeit:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verlohren!
Gute Eltern hatt' ich, ach, sie sind dahin!
O Vanilla, wärst du nie gebohren!
Nicht seyn, wäre jetzt für dich Gewinn!

Sagt, was ist an meinem armen Leben,
Wollet ihr mir die nicht wieder geben,
Die stets Treu' und Lieb' an mir geübt,
Deren Loos mich jetzt betrübt?
Gebt mir, gebt mir meine Eltern wieder!
Dankbar sing' ich euch dann schönre Lieder.

Thränen begleiteten Vanilla's rührenden Gesang, und die Mauren wurden bewegt. Vanilla, rief der Anführer, damit Du uns noch schönere Lieder singest, will ich Deine Eltern zu Dir holen lassen, und erlauben, daß ihr immer beisammen bleibet.

Vanilla rief freudig aus: O Dank! Dank für diese Wohlthat! sprang zu dem Anführer, und liebkoste ihn. Wie glücklich werde ich jetzt seyn, sprach sie, ihr gebt mir meine Eltern, ihr gebt mir mein Leben wieder!

Die arme Vanilla! In demselben Augenblicke, als der Anführer Limar und Kaska holen lassen wollte, näherte sich mit großem Geschrei ein Haufe Mauren. Von ihnen vernahm man, daß eine beträchtliche Anzahl bewaffneter Neger in der Nähe sey, und die Mauren angreifen wolle.

Sogleich griff alles nach den Waffen. Der Morgen graute, und man erblickte die Neger. Sie zogen muthig herbei, und stießen bald auf die Mauren. Es entstand ein hitziger Kampf. Mehrere Pfeile sausten an Vanilla vorbei, die bei dieser grausen Scene zitterte. Mehr als um ihr eignes Leben war ihr um das Leben ihrer Eltern bange. Sie wollte fliehen; man hinderte sie daran; sie rief: Vater! Mutter! hieher! hieher! hier ist eure Tochter! hier ist Vanilla! Aber ihr Rufen blieb fruchtlos.

Die Horde der Mauren, unter welcher sich Limar und Kaska befanden, schien von den Negern zurückgedrängt zu werden. Vanilla freute sich darüber inniglich. Sie erblickte Vater und Mutter; es schien ihr, als wären beide von einigen tapfern Negern befreit worden, und sie konnte sich nicht enthalten, ihre Freude darüber laut werden zu lassen. Dies machte auf die Feinde einen widrigen Eindruck.

Einer von ihnen spannte den Bogen, und wollte sie erschießen. Er schoß ab; der Pfeil ging aber fehl. Ein anderer warf einen Stein nach ihr, und verwundete sie in der Schulter.

Sie sank zu Boden. Man hielt sie für tödtlich verwundet, schleppte sie unter einen Baum, und ließ sie liegen.

Der Kampf dauerte noch lange. Nach zwei Stunden aber war die Gegend von den Negern und von den Mauren geräumt. Die Besiegten wurden von ihren Siegern verfolgt, und auf dem Kampfplatze herrschte jetzt die tiefste Todesstille.

Vanilla lag einige Stunden lang ermattet unter dem Baume. Die Wunde, obgleich nicht gefährlich, schmerzte sie doch sehr. Als sie neue Kräfte geschöpft hatte, stand sie auf, verband sich mit Mühe die Wunde, und verließ den grausen Kampfplatz.

Das liebe Mädchen sah sich in Freiheit; aber es empfand keine Freude darüber. Verlassen von aller Welt, was konnte der guten Vanilla die Freiheit nützen? Getrennt von den Eltern, schien ihr das Leben ohne Reiz. Aber die Hoffnung, diese tröstende Freundin, welche über unser Daseyn ein heiteres Licht verbreitet, erhob bald auch Vanilla's Herz. Sie dachte daran, daß ihre Eltern vielleicht auch frei wä-

ren, daß sie mit ihnen zusammen kommen, und auf diese Art wieder glücklich werden könne.

Diese Gedanken gaben der hoffenden Vanilla neues Leben. Sie lief nach jener Gegend, wohin ihre Eltern geflohen zu seyn schienen; sie rief ihnen zu, erhielt aber keine Antwort; endlich, nachdem sie fast den ganzen Tag in den Wäldern herumgelaufen war, sank sie ermattet an einem Gebüsche nieder, und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie durch ängstliche Träume aufgeschreckt wurde.

Ein neuer Tag erwachte, und mit ihm Vanilla. Er sollte für sie ein Tag neuer Angst und Leiden seyn.

Jetzt hielt die Mutter in ihrer Erzehlung inne. Die Kinder baten sie, weiter zu erzehlen. Wir wollen diesen Hügel ersteigen, sagte die Mutter; dieß wird uns angreifen; dann ist es nicht gesund, wenn man viel spricht, die Lunge leidet darunter.

Der Hügel wurde erstiegen. Er gewährte die schönste Aussicht. Berge, Thäler, Ebe-

nen, Wiesen, Felder, Teiche und kleine Flüsse wechselten mit einander ab.

O wie herrlich, riefen die Kinder, und schmiegten sich an die geliebte Mutter.

Sehr schön, meine Lieben, erwiederte die Mutter, und lächelte sie freundlich an.

Einige Minuten lang standen sie alle drei da, und freuten sich über die reizende Gegend, die vor ihnen lag.

Liebe Mutter, sagte hierauf Eleonora bescheiden, willst Du uns nicht die Geschichte weiter erzehlen?

Herzlich gerne! antwortete die Mutter, und fuhr in ihrer Erzehlung also fort:

Andala.

Vanilla war unschlüßig, welchen Weg sie einschlagen sollte, um wieder aus den düstern Wäldern zu kommen. Sie verirrte sich, und entfernte sich immer weiter von der Gegend, in welcher ihr Wohnort lag. Getrieben von Hunger, sammelte sie Beeren, und verzehrte sie mit dem größten Appetite. Die Mittagssonne schien brennend heiß, und Vanilla mußte sich in die Schatten der Bäume lagern, um Kühlung zu finden.

Ermattet vom Gehen und der Sonnenhitze, fiel sie in einen süßen Schlummer. Aber bald wurde sie aus demselben durch ein Geschrei auf die unangenehmste Weise aufgeschreckt.

Vanilla wachte auf und blickte ängstlich um sich. Zu ihrer Bestürzung wurde sie einige Mauren gewahr, die, mit Bogen und Spiesen bewaffnet, geradezu auf sie los kamen.

Vanilla wollte sich hinter Bäumen verbergen, aber die Mauren erblickten sie, sprangen ihr nach, und erhoben ein höhnendes Jubelgeschrei, als einer von ihnen sie auffing.

Das unglückliche Mädchen sah sich nun wieder seiner Freiheit und der schönen Hoffnungen beraubt, durch welche demselben die wiedererhaltene Freiheit lieb geworden war. Vergebens sträubte es sich, den Feinden zu folgen, sie schleppten es mit Gewalt fort.

Von nun an beginnt für Vanilla ein neues, mit vielen Trübsalen, aber auch mit manchen Freuden durchflochtenes Leben.

Die Mauren, in deren Hände Vanilla gefallen war, behandelten sie nicht mit der Milde und Freundlichkeit, mit welcher sich die vorigen Feinde gegen sie benommen hatten. Vanilla versuchte es auch bei ihnen, sich durch ein gefälliges, einnehmendes Wesen in Gunst zu setzen, und ihr Herz für sich zu gewinnen. Doch es gelang ihr nicht. Wo Roheit der Gesinnung und Härte des Gefühls herrschen, bleibt ein edleres Benehmen ohne Wirkung, unbemerkt je-

ne Zartheit der Empfindung, die nur den veredelten Menschen freundlich anspricht.

Das gute Mädchen fühlte sich sehr unglücklich. Nur traurige Bilder gauckelten vor ihrer niedergeschlagenen Seele. Jada, den sie so innig liebte, Limar und Kaska, an welchen sie mit der herzlichsten Herzlichkeit hing, schwebten ihr fast immer vor, und der Gedanke, diese geliebten Menschen nie wieder zu sehen, erschütterte immer ihr Innerstes, so oft er sich ihrer Seele bemächtigte.

Wochen lang streiften die Mauren mit Vanilla herum. Oft erlag sie den Beschwerlichkeiten der starken Märsche, und sank ermattet zu Boden hin. Mit Härte wurde sie bisweilen genöthigt, aufzustehen, und mit ihren Räubern weiter zu gehen. Endlich erreichten diese die Gegend, in welcher sich die Ihrigen aufhielten. Jeder wollte die gefangene Negerin behalten. Das Loos entschied; Vanilla fiel durch dasselbe den rohesten von den Mauren, Namens Kutzi, zu.

Kutzi führte sie mit sich in seine elende Hütte, wo er von mehrern kleinen Kindern und

einer Schwester, Andala, bewillkommt wurde. Vanilla, sprach er, Du bist meine Sklavin, und mußt thun, was Dir Dein Herr befiehlt. Du wirst meine Kinder fleißig warten, auf dem Felde graben, uns Holz sammeln, Wasser holen, und Ruthenhiebe bekommen, wenn Du nicht Deine Schuldigkeit thust.

Die letzten Worte sprach der rohe Kutzi mit solcher Bitterkeit, daß Vanilla im Innersten erschrack, und die Thränen nicht zurück halten konnte, die sich in ihr Auge drängten. Kutzi bemerkte es, gab ihr einen harten Schlag auf die Schulter, und rief zornig aus: Dumme Sklavin, willst Du, daß ich Dich liebkose und müßig gehen lasse?

Kutzi's Schwester, Andala, verwies dem Bruder diese Härte, und mußte es sich deßhalb gefallen lassen, von ihm mit Schlägen bedroht zu werden. Nach einer Stunde verließ er die Hütte, und ging aus, um seinen Bekannten von seinen gemachten Streifereien zu erzehlen. Andala und Vanilla blieben mit den Kindern allein zu Hause.

Mein Bruder ist ein strenger Mann! sprach jetzt Andala in mitleidigem Tone zu Vanilla.

Wohl ist er das! sagte Vanilla; dafür scheinst Du, Andala, desto gelinder und gütiger zu seyn.

Andala fand sich durch diese Bemerkung der Negerin geschmeichelt, und war ihr von diesem Augenblicke an zugethan. Liebe Vanilla, sprach sie, was ich für Dich thun kann, will ich gerne thun. Du bist ein so liebes Mädchen — siehst so sanft, so gut aus.

Andala, versetzte Vanilla, Du bist wohl unter den Weibern der Mauren die beste. Verlaß mich nicht in meiner Noth, sey mir Mutter, Andala, sey mir Mutter!

Kleine Schmeichlerin! wie sprichst Du so verständig! sagte Andala, und lächelte die junge Negerin an. — Freundliche Worte gefallen auch dem guten Menschen, und der gutmüthigen Andala thaten die Reden Vanilla's daher sehr wohl.

Ach, Vanilla, sprach Kutzi's Schwester, ich hatte eine Tochter — ein so liebes, gutes

Mädchen wie Du. Sie hieß Schandi und war schon zehn Jahre alt. Ach — Vanilla! (Andala fieng an zu weinen) wäre meine Schandi noch hier — Du hättest deine Freude an meiner Tochter.

Vanilla fragte, ob Schandi nicht mehr lebe, und erhielt zur Antwort, daß sie vor einem Jahre sich in einem Walde verlaufen habe, und vielleicht von einer feindlichen Horde geraubt worden sey. Ihr Vater (er hieß Lador), erzehlte Andala, ein tapferer guter Mann, verließ mich, um die verlohrne Tochter zu suchen. Er kam nicht wieder. Wahrscheinlich gerieth er in Gefangenschaft, denn damals war diese Gegend unsicher; überall streiften Feinde umher. Seitdem lebe ich hier bei meinem Bruder.

Andala vergoß bei ihrer Erzehlung viele Thränen. Vanilla weinte mit. Unglück verbindet am schnellsten und festesten die Herzen der Menschen. Andala und Vanilla hingen bald wie Mutter und Tochter an einander. Vanilla erzehlte auch ihre Geschichte, und Andala nahm den herzlichsten Antheil an den Unfällen und Leiden der lieben Negerin.

Liebe Vanilla, sprach Andala, wir sind beide unglücklich. Vielleicht werden wir einmal wieder glücklich, vielleicht findest du noch einmal deine Eltern und den Bruder wieder. O wenn ich einst meine Schandi, meinen Lodar wieder sähe — Vanilla, dann wär' ich glücklich, ich stürbe schier vor Freuden.

Andala setzte der hungrigen Vanilla ein Gericht Kuskus, bereitet aus türkischem Weitzen, vor, flocht' Matten, und sang dazu:

Eine Fremde ist hier jetzt angekommen,
Eine liebe, gute Negerin;
Eine Waise ist sie, Vater, Mutter,
Und ein Bruder sind für sie dahin.
Diese Fremde sey nun meine Tochter,
Meine Schandi sey sie mir.
Mutter, eine liebe, gute Mutter,
Und die beste Freundin bin ich ihr.

Menschen, die ihr alle Noth, alles Elend von der Erde wegwünschet, o wie wenig kennet ihr das menschliche Herz! Die edelsten Gefühle werden nur durch Leiden geweckt, und sind die Zwillingsschwestern des innern Schmerzens.

Die wichtigsten Stunden für eure Veredlung sind die Stunden des stillen Grams, der innigen Wehmuth, der Widerwärtigkeit. Nehmt auch eure Leiden willig von dem Himmel an, und blicket bei denselben dankbar nach dem, der euch nicht immer auf lauter Rosenpfaden, sondern auch oft auf Dornenwegen eurem Ziele näher führt.

Manch' gute Empfindung wäre bei Vanilla unentwickelt geblieben, hätte sie immer in glücklichen Umständen gelebt. Die Noth, in welche sie gerieth, bildete ihr gutes Herz mehr aus. Andala bewies sich ungemein gütig gegen sie, und Vanilla wurde ihr mit aller Liebe und Dankbarkeit zugethan. Beider Verhältniß war bald das schönste, vertraulichste Verhältniß. Kuzi bemerkte es mit Verdruß, statt sich darüber zu freuen. Seine Roheit ließ ihn in Vanilla einzig und allein die Sklavin, weniger das verständige, sanfte und gutherzige Mädchen erblicken. Er verwies es seiner Schwester, daß sie sich nachsichtlich und freundlich gegen die gefangene Negerin benähme, und sagte mehrmals: Neger waren es, die deinen Lodar und deine

Schandi raubten, alles, was von ihnen stammt, sollte dir ewig verhaßt seyn.

Aber Andala war von edler Denkart. Sie sah in Vanilla nur das liebenswürdige weibliche Wesen, nicht die Negerin, und fuhr fort, ihr die traurige Lage, in der sich dieselbe befand, zu erleichtern, und das Leben so angenehm als möglich zu machen. Ach, sprach sie mehrmals, meine Schandi ist vielleicht auch eine Gefangene; dann werde sie menschlich behandelt; sie finde eine Freundinn von mitleidigem Herzen, die ihr das sey, was ich der guten Vanilla bin!

Mit Eifer und Treue verrichtete Vanilla die Geschäfte, die ihr Kutzi auftrug; das geringste Versehn ahndete er mit Härte, und war mit ihr auch dann unzufrieden, wenn sie die befohlene Arbeit nach seiner Angabe vollendet hatte. Dies schmerzte das gute Mädchen sehr. Sie wäre in solchen Augenblicken gern an die Brust ihrer mütterlich gesinnten Freundin Andala gefallen, und hätte bei ihr Trost und Entschädigung gesucht; allein die Gegenwart ihres

hartherzigen Bruders verhinderte dieses gewöhnlich. Nur dann, wann er ausging, stürzte sie mit Thränen in Andala's Arme, und klagte ihr das Unrecht, das sie von Kutzi leiden müsse. Was man in den Armen treuer Freundschaft findet, süßen Trost und Milderung des Schmerzens, fand Vanilla an Andala's Herzen. Die redliche Freundin weinte mit ihr, tröstete sie so liebreich, und munterte sie so herzlich auf, daß Vanilla darüber bald das erlittene Unrecht vergaß.

Selig, selig, wer in trüben Stunden
Seinen Gram verweint an Freundes Herz!
An der trauten Brust ist bald verschwunden
Unsers Lebens Harm und Schmerz.
Selig der, in dessen Pilgerleben
Lieb' und treue Freundschaft Blumen weben!

Auch die Kinder des harten Kutzi gewannen Vanilla lieb, und diese befand sich nirgends wohler, als in dem Kreise dieser unschuldigen Kleinen. Sie spielte mit ihnen, half ihnen Blumen pflücken und Kränze binden, Beeren suchen und die Zeit vertreiben. Bei ihr waren sie daher lieber als bei irgend jemand an-

dern.

dern. Ihr liefen sie zu, so oft sie sich näherte; ihr erzehlten sie offen, was unter ihnen vorgefallen war; von ihr ließen sie am liebsten ihre Streitigkeiten schlichten; mit ihr weinten sie, wenn Vanilla von Kutzi hart behandelt, oder durch trübe Erinnerungen an die Ihrigen zu Thränen bewegt wurde. So lebte Vanilla ein ganzes Jahr. Mancherlei Leiden trafen sie in demselben; aber auch der Freuden genoß sie viele.

Die Trennung.

Fortsetzung.

Eines Tages war Vanilla in den Wald gegangen, um Holz und Beere zu holen. Sie war allein in dem düstern, stillen Gehölze. Wehmüthige Gefühle ergriffen ihr Inneres, sie dachte an ihre Heimath, an Vater, Mutter und Bruder, und ihre Wangen netzten sich. Schon lange hatte sie sich nicht so traurig gefühlt als jetzt. Sie setzte sich unter einen Baum und weinte. Endlich goß der Gedanke, daß Andala ihr mit mütterlicher Liebe zugethan sey, und die

süße Hofnung, daß sie einmal doch noch zu den Ihrigen kommen könne, lindernden Trost in ihr zerrissenes Herz.

Vanilla kehrte nach der Hütte zurück. Die Kinder ihres Herrn kamen ihr entgegen. Aber verscheucht war von dem Gesichte derselben die Fröhlichkeit, mit der sie sonst ihrer lieben Vanilla entgegen gesprungen kamen. Jedes hatte einige Blumen in der Hand. Sie umringten Vanilla, und drängten sich stillschweigend und betrübt an sie.

Was ist Euch, lieben Kinder? fragte Vanilla, Ihr kommt mir traurig und verlegen vor? Ist Euch ein Unglück begegnet? Sagt, was soll Euer verstörtes Wesen bedeuten?

Die Kinder fingen an zu weinen. Gebt Ihr die Blumen, sprach das älteste Mädchen, Hilli, zu den Geschwistern, und jedes reichte ihr seine Blumen. Vanilla, liebe, gute Vanilla, sagte Hilli, das sind vielleicht die letzten Blumen, die wir Dir bringen.

Die letzten? fragte Vanilla etwas betroffen; warum das?

Ach, Vanilla, schluchzte die sanfte Hilli, Du wirst nicht lange mehr bei uns seyn! O bliebst Du doch immer bei uns! Du bist uns so lieb — o Vanilla — alle, alle lieben wir Dich! bliebst Du doch immer bei uns!

Vanilla gerieth in Bestürzung. Es ahndete ihr das Schicksal, das ihr bevor stand, und sie erbebte. Sie wollte die Kinder ausfragen, was über sie beschlossen worden sey, aber Kutzi rief, und die Kinder, die den Vater fürchteten, liefen schnell nach der Hütte.

Auch Vanilla erreichte die Wohnung ihres Gebieters. Andala sah mit Betrübniß nach ihr, aber ihr Mund blieb geschlossen, denn Kutzi war zugegen. Sklavin! sprach dieser in hartem Tone, mache Dich reisefertig. Du kannst hier länger nicht bleiben. Freue Dich! schöne Gegenden sollst Du sehen; und in dem Lande der Weissen wird es Dir gar wohl gefallen.

Vanilla erschrack. Ach! rief sie aus, laß mich bei Deinen Kindern, mein Herr! laß mich bei Deiner Schwester Andala! Lege mir noch einmal so viele Arbeiten auf, als bisher, ich

will sie alle treulich verrichten; nur verkaufe mich nicht an die Weissen! Das Land der Weissen, ach — es ist ein schreckliches, schreckliches Land!

Bruder! sagte Andala, was willst Du mit Vanilla thun? Sey nicht hart, Bruder! sey nicht grausam. Laß sie bei uns. Deine Kinder lieben sie; ich liebe sie; Vanilla ist fleißig, freundlich und gut! laß sie, o laß sie bei uns! thue es Deinen Kindern, Deiner Schwester zu lieb!

Laß sie bei uns, Vater! laß die liebe Vanilla bei uns; riefen die Kinder, und sahen mit thränenden Augen nach Kutzi, ob er sich durch Andala's und ihre Bitten werde erweichen lassen.

Doch Kutzi schüttelte den Kopf, und rief in drohendem Tone: Bittet nicht für die Sklavin! Sie ist eine Negerin. Neger waren es, von welchen Lador und Schandi geraubt wurden. Keine Gnade, keine Barmherzigkeit den Negern!

Die Bitten wurden widerholt; Kutzi blieb unerbittlich. Vanilla sollte mit einem Haufen anderer Sklaven an die Küste gebracht, und

dort an weisse Sklavenhändler verkauft werden, das war des hartherzigen Kutzi Entschluß, von dem er schlechterdings nicht abweichen wollte.

Vanilla war von Schmerz und Angst ausser sich. Sie hatte von der zartesten Kindheit an viel Furchtbares von dem Lande der Weissen gehört, und der Gedanke, daß sie dahin versetzt werden sollte, erschütterte ihr Innerstes. Wurde sie aus Afrika entfernt, so verlohr sie auch alle Hoffnung, jemals ihre Eltern und ihren Bruder wieder zu sehen; und sich von Andala und den Kindern ihres Herrn zu trennen, mußte ihr, da sie an denselben mit der größten Liebe hieng, sehr schmerzhaft seyn.

Doch Vanilla mußte dem Zuge ihres Schicksals folgen. Am folgenden Tage kam ein Haufe gefesselter Sklaven in Kutzi's Wohnorte an. Vanilla sollte mit ihnen an die Küste gebracht werden. Kutzi übergab sie den Aufsehern.

Herzzerreißend war Vanilla's Abschied von den Kindern und ihrer mütterlichen Freundin Andala. Sie umklammerten sie weinend, und mußten von ihr losgerissen werden. Ihre Blicke

folgten der geliebten Negerin so lange nach, bis sie ihnen aus den Augen verschwand. Als die Kinder sie nicht mehr sahen, rangen sie die Hände, und riefen schluchzend: Ach, nun ist Vanilla fort! für immer fort! wir sehen sie nicht wieder! — Nichts war im Stande, die Kleinen zu trösten, sie weinten den ganzen Tag um ihre liebe, gute Vanilla.

Menschen! viel' sind der Leiden auf Erden, und unter diesen sind die der Trennung von geliebten Seelen die angreifendsten. Aber wohl dem, um welchen in der Stunde des Abschieds Thränen des Schmerzens fließen! Sie sind ihm Bürgen der Liebe und eignen Werthes. O ihr Lieben! gewinnet für euch durch ein edles Herz andre edle Herzen, damit, wenn ihr von ihnen einmal scheidet, ihre Thränen euch sagen, daß ihr gut und der Liebe Anderer würdig gewesen seyd.

Der edle Kapitän.

Fortsetzung.

Fast einen Monat lang dauerte die Reise nach den Küsten. Der Zug wurde oft durch mancherlei Hindernisse aufgehalten. Besonders litten die Sklaven sehr viel von der brennenden Hitze; mehrere von ihnen starben elendiglich dahin, und Vanilla sank zu verschiedenen Malen ohnmächtig zu Boden.

Alle Sklaven waren gebunden, bis auf Vanilla, die man frei gehen ließ, da man von ihr nichts zu besorgen hatte. Des Nachts wurden sie zwei und zwei kreuzweise an einander gefesselt und strenge bewacht. Ihre Nahrung, die ihnen kärglich zugemessen wurde, bestand in aufgekochtem Reise und türkischem Waitzen. Blos als man sich der Küste näherte, gab man ihnen reichlicher zu essen, um ihnen ein besseres Ansehen zu verschaffen, und sie um so theurer zu verkaufen.

Man erreichte die Küste, und traf mehrere weisse Sklavenhändler auf derselben an, welche die gekauften Schwarzen hundert-, oft tausendweise nach Amerika verführten, wo dieselben dann zu den beschwerlichsten Arbeiten angehalten wurden. Der Transport von den gefangenen Schwarzen, unter welchen sich auch Vanilla befand, war bald verhandelt. Die Unglücklichen jammerten kläglich, daß sie nun aus ihrem Vaterlande fortgeschleppt werden sollten. Die meisten von ihnen hinterließen Weiber und Kinder, Männer, Vater, Mutter und Geschwister. Aber von ihren weissen Käufern fühlte es keiner, wie unglücklich diese armen Geschöpfe gemacht wurden, und wie durch den schändlichen Menschenhandel die heiligsten Bande des Lebens gewaltsam zerrissen, und die Würde der Menschheit mit Füssen getreten werde.

Die gekauften Sklaven wurden in Schiffe gepackt, und gewährten einen traurigen Anblick. Sie waren, wie das gewöhnlich ist, so enge an einander gedrängt, daß sie sich kaum regen konnten. Ueberdem wurde jeder auf das festeste angefesselt. Als die Schiffe von der Küste abstief-

sen, und das Land ihrer Våter den Unglückli-
chen aus den Augen schwand, erhoben mehrere
ein Klaggeschrei, andere sahen mit wüthenden
Geberden nach ihren Unterdrückern, noch andere
blickten starr und fast gefühllos vor sich hin.
Vanilla, das sanfte, gute Geschöpf, versank in
tiefe Schwermuth; Thränen erleichterten ihr
die schwere Last, die auf ihrer Seele lag, und
die Hoffnung, daß sie das Land der Weissen
nicht erreichen, sondern auf dem Meere sterben
werde, hauchte ihr neues Leben ein.

Die Zeit, welche den Menschen auch an
die schrecklichsten Leiden gewöhnt, wirkte auf Va-
nilla mit ihrer heilsamen Kraft. Nach und nach
milderten sich ihre Schmerzen; sie fieng an ge-
sprächig zu werden, und zu singen. Der Ka-
pitän des Schiffs, ein alter, wackerer Mann,
gewann sie sehr lieb, und verwendete sich für
sie, daß sie besser behandelt wurde, als ihre
Unglücksgefährten. Man fesselte sie von nun
an nicht mehr, sie erhielt besseres Essen, und,
was noch wichtiger war, die Erlaubniß, auf
dem Schiffe frei herum zu gehen, und reine
Luft zu athmen, woran es den übrigen sehr ge-

brach. Viele von ihnen wurden aus Mangel an Bewegung und frischer Luft krank, verfielen in heftige Fieber, und starben dahin.

Der Kapitän unterhielt sich oft mit Vanilla, und erzehlte ihr vieles von Amerika, wohin das Schiff segelte. Sie sagte ihm offen, daß sie die Weissen für schreckliche Menschen, und ihr Land für ein trauriges Land halte, und sich daher sehr fürchte, unter solche Menschen und in ein solches Land zu kommen. Der Kapitain suchte ihr bessere Begriffe beizubringen. Es ist wahr, liebe Vanilla, sprach er, daß die Schwarzen von den Weissen zu beschwerlichen Arbeiten angehalten, und oft gemißhandelt werden; aber es gibt auch viele Weisse, die ihre Sklaven menschlich behandeln, und ihnen nichts auflegen, was ihre Kräfte übersteigt. Auch werden die Schwarzen bei uns in der besten Religion, die es gibt, in der Religion Jesu, unterrichtet.

Das verstehe ich nicht, versetzte Vanilla. Davon habe ich nie etwas gehört. Was soll das heissen: Religion Jesu?

Der Kapitän erklärte ihr, so gut es seine Kenntniß der Negersprache zuließ, was unter Religion verstanden werde. Vanilla hörte aufmerksam zu. Alles, was der Kapitain sagte, war ihr völlig neu; sie ahndete aber, wie wichtig und wohlthätig für das Herz dasjenige sey, was er Religion nannte. Vanilla bemerkte dabei in ihrem Innern Regungen, die sie noch nie gefühlt hatte, es waren die heiligen Regungen des religiösen Sinnes, der in jedem Menschen liegt, oft aber ungeweckt bleibt, oder eine falsche Richtung nimmt, und in Aberglauben ausartet.

Jedes Herz, das durch reine Freuden geschwellt, oder durch innere Leiden erschüttert worden ist, besitzt die Empfänglichkeit für das Höhere, Heilige im Menschen, das sich durch den Glauben an eine Vorsehung und eine Fortdauer unsers Geistes kund thut. Auch bei Vanilla war dies der Fall. Sie hatte mit inniger Liebe an Vater, Mutter und Bruder gehangen, und in dem Kreise derselben die schönsten Freuden genossen; getrennt von ihnen, und verfolgt von manchem Leiden, war ihr Inne-

res oft erschüttert, ihr Herz oft mit tiefer Schwermuth erfüllt worden, und leise regte sich schon damals bei ihr das religiöse Gefühl. Jetzt erwachte es in seiner ganzen Stärke, und die Aeusserung des Kapitäns, daß es einen Gott gebe, der mit Vaterliebe und unbegrenzter Weisheit die Welt regiere, und die Schicksale der Menschen lenke, erfüllte Vanilla's Herz mit einer Freudigkeit, wie sie nur der kennt, der in Glück und Unglück mit Dank und Vertrauen auf den sieht, der, unsichtbar dem Auge, sich sichtbar genug dem edlen, frommen Herzen offenbart, der ewig war, und ist, und ewig seyn wird.

Der Kapitain hatte seine Freude an den gleichsam verklärten Wesen Vanilla's. Sie fragte ihn, ob die Weissen alle das Glück genössen, den Schöpfer der Welt und Urheber des Guten zu kennen? und als er ihr erzehlte, daß für die Verbreitung dieser Kenntniß in Kirchen und Schulen gesorgt werde, rief sie aus: Wie glücklich sind die Weissen! so glücklich sind die Neger nicht!

Auf ihre Frage: warum die Weissen Gefallen daran fänden, andere Menschen als Sklaven

zu behandeln, da sie doch eine so schöne, vortrefliche Religion hätten? wußte der redliche Kapitän nur mit einem Achselzucken zu antworten.

Vanilla verlangte zu wissen, wer die Weissen zuerst in ihrer Religion unterrichtet habe, und der Kapitän erzehlte ihr Folgendes: Vor vielen hundert Jahren, liebe Vanilla, lebte ein Mann von göttlicher Tugend. Er sah, daß die Menschen, die ihn umgaben, theils unwissend, theils böse waren, und machte es nun zu seinem Hauptgeschäfte, sie zu belehren und zu bessern. Er zog herum, und that wohl, wo er Gelegenheit dazu fand. Ihm verdanken wir die kraftvolle Belehrung von Gott; ihm die Hoffnung eines bessern Lebens.

Vanilla rief aus: Den möcht' ich gekannt haben! War es ein Weisser?

Der Kapitän lächelte. Du scheinst, sprach er, zu glauben, daß unter den Weissen nichts Gutes und Großes emporkommen könne. Jener Mann von göttlicher Tugend war allerdings ein Weisser, sein Name — Jesus.

Vanilla sah ernsthaft den Kapitän an. Ach, sprach sie, unter den Weissen mag es wohl manchen lieben, guten Mann geben, aber sie rissen uns aus dem Vaterlande, schleppen uns in die Sklaverei, mißhandeln uns, und denken wohl selten daran, daß der göttliche Jesus auch ein Weisser war. O wären sie ihm gleich — sie ließen uns arme Schwarze ungestört, und trieben keinen Handel mit uns.

Der Kapitän fühlte die Wahrheit dieser Bemerkungen, und war selbst zu rechtschaffen, als daß er sie zu widerlegen oder zu mildern versucht hätte. Vanilla hing bald mit vollem Vertrauen an ihm, und liebte ihn wie ihren Vater. Ihre Anhänglichkeit freute den Kapitän; er that alles für die Erleichterung ihres Schicksals, und nahm sich vor, auch in Amerika für ihr Bestes zu sorgen. Fürchte Dich nicht vor den Weissen, sprach er zu Vanilla, es gibt viele Gute unter ihnen. Alles werde ich thun, Dich zu guten Menschen zu bringen. Wär' ich nicht immer zur See, Du müßtest bei mir bleiben und meine Tochter seyn. Aber ich kenne eine liebenswürdige, edle Engländerin, die die Sklaven ihres

sehr reichen Vaters mit aller Güte behandelt; Vanilla, kämst Du zu dieser Weissen, dann ging' es Dir wohl.

Vanilla bat den Kapitän, dafür zu sorgen, daß sie dieser Engländerin zu Theil werde. Er versprachs.

Eleonore freute sich über den guten Kapitain, und hätte gerne gleich gehört, ob er Wort gehalten habe; allein die Mutter hörte auf zu erzehlen, weil sie ihre Wohnung erreicht hatten.

Liebe Mutter, sprach die Tochter, weißt Du denn nichts mehr von Vanilla?

O ja, liebe Tochter! antwortete die Mutter, aber für jetzt muß ich aufhören, ein andermal will ich die Geschichte fortsetzen?

O wenn das nur bald geschehe! sagte die Tochter.

Lange soll es nicht anstehen, versetzte die Mutter, und Eleonore drückte und küßte ihr dafür die Hand.

Fanny.

Fortsetzung.

Am folgenden Tag machte die Mutter mit ihren Kindern wieder einen Spaziergang und erzehlte weiter.

Die Küsten von Amerika — so hub die Mutter an — wurden endlich erreicht und die Schwarzen verkauft. Was der ehrliche Kapitän versprochen hatte, hielt er als Mann von Wort. Er bezahlte für Vanilla eine ansehnliche Summe, und wurde auf diese Weise ihr Gebieter. Wie gerne wäre die gutherzige Negerin für immer bei ihm geblieben! Mit Freuden hätte der Kapitän sie behalten, und Vaterstelle an ihr vertreten, so sehr hatte sie sich in sein Herz durch ihr freundliches, sanftes, holdes Wesen eingeschmeichelt. Allein da er, wie schon bemerkt worden, beständig zur See war, so konnte, was er und Vanilla so sehr wünschte, nicht geschehen.

Der

Der Kapitän wollte indeß alles für Vanilla thun, was in seinen Kräften stand. Nach einigen Tagen reiste er nach einer Zuckerplantage, die dem Engländer Henry Morres, einem der reichsten Plantagenbesitzer jener Gegenden, gehörte, und von seiner Tochter Lady Fanny dirigirt wurde.

Fanny, in London gebohren, war von ihrem Vater mit aller Sorgfalt erzogen, und besonders ihr Herz fürs Gute und Edle gebildet worden. Von Natur sanft, hing sie mit der größten Vorliebe an der Religion der Liebe, welche Sanftmuth predigt. Sie hatte schon in ihrer frühen Jugend vieles von der übeln Behandlung gehört, welche die Schwarzen in Amerika erfahren, und ihren Vater oft gebeten, sie, wenn sie einmal groß wäre, mit nach der neuen Welt zu nehmen, wo sie den Zustand der armen Sklaven mildern wollte. Jetzt befand sie sich wirklich in Amerika, und erwarb sich durch ihre Menschenfreundlichkeit die Anhänglichkeit aller Sklaven, die unter ihren Befehlen standen. Alles, was in ihrem Vermögen stand, trug sie zur Erleichterung ihres Schicksals bei.

Sir Henry Morres, Fannys Vater, besaß acht Plantagen in verschiedenen Gegenden, die er von Zeit zu Zeit bereiste. Seine Tochter sah ihn oft Monate lang nicht. Auch jetzt, da der Kapitän mit Vanilla ihr einen Besuch abstattete, war sie allein, und erwartete ihren Vater erst nach einem Vierteljahre.

Der Kapitän fand sie in kränklichem Zustande. Schon mehrere Tage lang durfte sie das Bett nicht verlassen. Er bat um Erlaubniß, ihr eine junge talentvolle und liebenswürdige Negerin vorstellen zu dürfen.

Vanilla wurde vorgeführt, und von Fanny mit natürlicher Güte aufgenommen. Das freundliche, holde Wesen der Afrikanerin gefiel der Lady sehr. Da diese etwas von der Negersprache verstand, so knüpfte sie ein Gespräch mit der Negerin an, und freute sich nicht wenig über die verständigen Reden derselben.

Als Fanny erfuhr, daß Vanilla gerne und gut singe, forderte sie dieselbe auf, sich hören zu lassen.

Mit bescheidener Schüchternheit sang Vanilla:

Gefürchtet hab' ich Euch, Ihr Weissen!
Ihr schleppt uns fort in Euer Land.
Jetzt ist mir wohl, weil ich zum Glücke
Zwei liebe, gute Weisse fand.
Ach, wären Eltern nur und Bruder da,
Gern lebt' ich in Amerika!

Vanilla mußte der menschenfreundlichen Fanny vieles aus ihrer Lebensgeschichte erzehlen. Die Lady hörte mit großer Theilnahme zu. Mit Thränen gedachte die gutmüthige Negerin ihres Bruders Jada, und ihrer Eltern, Limar und Kaska. Fanny reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: Vanilla, Du bist eine gute Tochter und Schwester; Du bleibst bei mir; Du verdienst, daß es Dir wohl gehe.

Vanilla war hoch erfreut. Sie fiel vor dem Bette ihrer Gebieterin nieder, und weinte Freudenthränen.

Der Kapitän blieb nicht ungerührt. Lady, sagte er, dadurch, daß Sie Vanilla annehmen, und sie freundlich behandeln wollen, er-

weisen Sie mir einen Freundschaftsdienst, den ich Ihnen nie vergessen werde. Das gutmüthige Geschöpf ist mir wie an mein Herz gebunden. Nirgends kann ich es besser wissen, als in Ihren Händen, Lady! Ich empfehle Ihnen Vanilla aufs dringendste.

Fanny, die den Kapitän als einen wackern und edlen Mann sehr schätzte, fühlte sich schon durch diese seine Empfehlung verpflichtet, der Negerin mehr eine Mutter und Freundin, als eine Gebieterin zu seyn. Doch auch ihr gefühlvolles, treffliches Herz forderte sie dazu auf. Ueberdem wußte Vanilla durch ihr beschiedenes, holdes Wesen sie für sich einzunehmen. Alles vereinigte sich, ihr bei Fanny ein angenehmes Leben zu sichern.

Die edle Engländerin kränkelte noch mehrere Wochen, und war dabei bisweilen so sehr verstimmt, daß sie fast niemanden um sich leiden mochte. Blos Vanilla war ihr zu jeder Stunde willkommen. Sie unterhielt sich mit ihr gerne und immer angenehm, ließ sich viel von Afrika, von Java, Limar und Kaska er-

zählen, und nahm sichtbaren Antheil an allen Schicksalen der lieben Negerin.

Vanilla fühlte sich mächtig zu Fanny hingezogen. Wenn alle Weisen so wären, wie diese, dachte sie bei sich, so wären die Weissen viel besser, als die Schwarzen, so wär' es eine Lust, unter den Weissen zu leben. O, rief sie mehrmals aus, wenn nur noch mein Bruder und meine Eltern hier wären, dann wär' ich glücklich! Dann mocht' ich nur lachen und mich freuen, nie weinen und mich betrüben!

Diesen Wunsch ließ sie oft gegen Fanny laut werden, und diese sagte dann gewöhnlich: Liebe Vanilla, könnt' ich Dir Deinen Bruder und Deine Eltern verschaffen, wie gerne thäte ich es. Es müssen sehr gute Menschen seyn, da sie von Vanilla so sehr geliebt werden.

Vanilla erzehlte dann, wie viel Lebensfreuden sie dem guten Jada, ihrem Vater und der Mutter verdanke, wie liebreich sie von ihnen gepflegt und zum Guten angehalten worden sey, und wie sie dieselben nie, nie werde vergessen können. Auch die Güte Andala's, der Mau-

rinn, rühmte sie oft, und erzehlte von den Schicksalen derselben, daß sie nehmlich durch Räuber ihre Tochter Schandi, und Lador, ihren Mann, verlohren habe.

Fanny hörte mit erhöhter Aufmerksamkeit zu. Schandi, nennst Du die Tochter der guten Andala? sprach sie. Mir ist's, als hätte ich diesen Namen jemals gehört. — O freilich! freilich! so hieß ja meine liebe Betty, als ich sie kaufte. Vanilla, Du wirst bald eine Landsmännin von Dir kennen lernen, die so sanft und so gut ist, wie Du. Ich habe ihr den Namen Betty gegeben. Vielleicht ist dies Schandi.

O wenn sie es wäre! rief Vanilla, wenn sie es wäre! Wo ist sie zu finden, damit ich sie spreche?

Sie ist jetzt nicht hier! sprach Fanny, sonst hätte ich Dich gleich mit ihr bekannt gemacht. Als ich sie kaufte, meine Betty, war sie voll Traurigkeit. Sie weinte und jammerte in einem fort. Nur mit Mühe konnte ich ihr betrübtes Herz trösten. Viel erzehlte sie mir

von ihrem Vater, ihrer Mutter, und weinte beständig dabei. Es gelang mir endlich, sie zu beruhigen. Sie wurde mir bald recht lieb, denn sie ist ein sanftes, gutmüthiges Geschöpf. Jetzt hängt sie mit Liebe an mir, und es gefällt ihr in Amerika nicht übel. Sie hat etwas Englisch gelernt, und ist eine Christin geworden, bei welcher Gelegenheit sie den Namen Betty erhielt.

O daß sie Andala's Tochter, daß sie Schandi wäre! rief Vanilla. Wann kann ich mit ihr sprechen? wann kommt sie wieder?

Sie kann jeden Tag ankommen, versetzte Fanny. Höre mich nur, was mit ihr vorgefallen ist. Vor einiger Zeit kommt von der Plantage eines Holländers ein Sklave hieher. Betty sieht ihn, und erkennt in ihm einen Anverwandten. Dieser erzehlt ihr, daß auf der Plantage, von der er komme, ihr Vater als Sklave arbeite. Denke Dir Betty's Bestürzung. Nein! rief sie, als die Neger mich fortschleppten, war mein Vater zu Hause. Wie könnte er in dieses Land gekommen seyn? Doch der Maure schwur ihr, daß er wahr rede, und Betty

war ausser sich vor Ueberraschung und Freude. Sie kam zu mir gesprungen, und erzehlte mir das Gehörte. Ich schickte sie noch an demselben Tage in Begleitung zweier Sklaven nach einer Plantage, wo ihr Vater seyn soll, und bin begierig, zu vernehmen, ob sie nicht getäuscht worden sey.

O das ist Schandi! rief Vanilla, das ist Schandi! Allerdings ist auch ihr Vater in Sklaverei gerathen. Er suchte seine geraubte Tochter in der Gegend seines Wohnortes, und gerieth dabei selbst in Gefangenschaft. Nie kehrte er wieder, und die gute Andala beweinte nicht nur Schandi's, sondern auch Lador's, ihres Mannes, Verlust.

Fanny freute sich, als sie dies hörte. Mit Verlangen sahen beide der Ankunft Betty's entgegen. Vanilla wünschte nun nichts sehnlicher, als daß sie in ihr Andala's Tochter fände.

Fanny war bald ganz gesund; Vanilla wurde ihr mit jeder Stunde lieber, nnd sah bald in ihr die mütterlichste Freundin.

Wohl allen denen, die in fernen Landen und in drückenden Umständen menschenfreundliche Seelen finden, die der liebreichen edlen Fanny gleichen!

Die Freuden des Wiedersehens.

Fortsetzung.

Vanilla lief oft aus der Wohnung ihrer liebenswürdigen Gebieterin, und sah sich um, ob nicht Betty käme. Mehrere Tage vergingen, und die sehnlichst Erwartete kam nicht. Eines Morgens befand sich die Negerin bei Fanny, und sang ihr einige kunstlose Lieder. Da stürzte Betty in das Zimmer, fiel vor ihrer Gebieterin nieder, und rief, unterbrochen von Freudenthränen: Ich hab' ihn wieder! ich habe meinen Vater wieder! Der Maure hat mich nicht getäuscht! mein Vater ist in Amerika! ich habe ihn gefunden!

Fanny war über diese Nachricht sehr erfreut. Ich wünsche Dir Glück, Betty, sprach

sie freundlich. Warum hast Du den Vater nicht mitgebracht?

O das hab' ich! das hab' ich! rief Betty. Er steht vor dem Hause. Darf er vor meine Gebieterin treten?

Lose Betty! versetzte die Lady, warum läßt die Tochter denn den Vater draußen stehen? Schnell zu ihm, und ihn herein geführt!

Betty sprang hinaus, und trat nach einigen Augenblicken mit ihrem Vater ins Zimmer. Hier ist mein lieber, guter Vater! sprach Betty, und der Maure näherte sich ehrfurchtsvoll der Lady, und sank vor ihr auf seine Kniee.

Fanny hieß ihn aufstehen. Der Vater meiner lieben Betty soll nicht vor mir knieen, sprach sie, und der Maure stand auf. Freude und Dankbarkeit waren deutlich in seinem Angesichte zu lesen.

Fanny ließ ihn und seine Tochter sogleich aufs beste bewirthen, und sich von dieser erzehlen, wie es ihr auf der Reise gegangen, und wie ihr zu Muthe gewesen sey, als sie ihren Vater wieder gesehen habe.

Bis jetzt war Vanilla eine stumme Zeugin der Freude und Dankbarkeit Betty's und ihres Vaters gewesen. Als Bettys frohe Aufwallungen sich wieder gelegt hatten, trat sie zu ihr, faßte ihre Hand, und fragte: Liebe Landsmännin, ist Dein eigentlicher Name nicht Schandi? und heißt Dein Vater nicht Lador, Deine Mutter Andala?

Betty erstaunte freudig, als sie diese Namen hörte. Negerin! rief sie, wie kennst Du diese Namen? Bist Du vielleicht aus unsrer Gegend? O ja, Du hast Recht! Ich hieß sonst Schandi, und meine Eltern führen die Namen, die Du genannt hast! Ach, meinen Vater, meinen guten ehrlichen Vater hab' ich wieder gefunden; aber — meine Mutter! o die finde ich nie wieder! —

Nun erzehlte Vanilla, daß sie Andala kenne und sie kindlich liebe. Betty wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Auch Lador war froh bewegt. Vanilla erzehlte nun, so viel sie von Andala wußte, und verschwieg es nicht, daß dieselbe noch immer um Mann und Tochter traure. Lador und Betty vergossen Thränen.

O Gebieterin! rief Schandi, meine Mutter leidet — wie könnte ich, wie könnte mein Vater in Amerika glücklich seyn! Viel Gutes erzeigt mir meine Gebieterin; ich werde es immer mit Dank erkennen; aber vergessen kann ich meine Mutter nicht! o sie ist eine so liebe gute Mutter!

Betty! versetzte die menschenfreundliche Engländerin, ich sollte fast böse auf Dich werden. Lieb' ich Dich nicht, wie eine Mutter? und doch sehnt sich Betty von mir weg. Doch sie ist ein gutes Kind; einer Tochter vergibt man solche Wünsche.

Lador sah ernsthaft und ängstlich seine Tochter an; er glaubte, daß Fanny ihre Reden übel empfinden, und ihr die bisher erwiesene Liebe entziehen werde. Aber die Lady, welche seine Besorgnis errieth, sprach ihm Muth ein, und bemerkte, daß sie seine Tochter viel zu sehr liebe, als daß sie ihr jene Aeusserungen übel nehmen könnte, da sie ohne dies aus einem kindlich dankbaren Herzen geflossen wären.

Habe nur Gedult, sprach die Lady zu Betty, vielleicht will es der, der über den Sternen

wohnt, daß Du zu Deiner Mutter kommst. Ich werde Dir nicht entgegen seyn, sondern das Meinige dazu beitragen, daß Deine Sehnsucht befriedigt werde.

Betty dankte ihrer Gebieterin für diese Verheissung mit Thränen. O, sprach sie, sollte ich einmal wieder zu meiner lieben Mutter kommen, so werde ich ihr täglich von der Güte erzehlen, die mir meine Gebieterin erwiesen hat, und auch Andala wird ihr dafür von Herzen danken.

Fanny erkundigte sich jetzt, wo Betty's Begleiter wären?

Der alte Dawes, antwortete Betty, ist vor dem Hause, und wartet auf die Befehle seiner Gebieterin; der junge John ist aber schon gestern Vormittag liegen geblieben. Er rieb sich die Füße wund, und konnte nicht weiter. Er läßt sich entschuldigen. Sobald er wieder gehen kann, will er hieher eilen. Der brave John hat uns die besten Dienste geleistet. Wir sind ihm vielen Dank schuldig.

John ist brav! versetzte Fanny, darum hab' ich ihn Dir zu Deiner Begleitung mitgegeben. Wären alle Sklaven so wie er, so hätte man seine Freude an ihnen.

Betty erzehlte nun so viel Gutes und Schönes von John, daß Vanilla sehr begierig wurde, ihn zu sehen, besonders da sie hörte, er sey ein Neger.

Der alte Dawes mußte vor der Gebieterin erscheinen. Sie empfing ihn mit vieler Milde. Er erzehlte, was ihm auf der Reise begegnet sey, und wie er den Herrn des Lador gleich bereitwillig gefunden habe, diesen mit Betty mitgehen zu lassen. Zwei Wochen lang, sprach er, kann Lador bei seiner Tochter weilen, dann muß er zur Arbeit zurückkehren.

O mein Vater! rief Betty, nur zwei Wochen lang soll er bei mir seyn! wie werde ich von nun an ohne ihn leben können?

Sey getrosten Muthes, sprach Fanny, dein Vater soll Dir nicht entrissen werden. Sein Herr ist ein Freund zu meinem Vater, und ein

billigdenkender Mann. Er wird mir wohl Deinen Vater für Geld oder einen andern Sklaven überlassen. Sobald John zurück kommt, und sich von den Beschwerden der Reise wieder erholt hat, schicke ich ihn zu Lador's Gebieter, und lasse ihn den Handel abschließen.

Betty küßte die Hand ihrer Gebieterin, und benetzte sie mit Thränen der Freude und des Danks.

Den Tag darauf sprach Fanny zu Betty: Vanilla hat noch wenig von der Plantage gesehen. In dem Wäldchen ist sie auch noch nie gewesen. Gehe mit ihr aus, und zeige ihr, was unsre Gegend Schönes hat.

Betty nahm Vanilla in den Arm und ging mit ihr nach dem Wäldchen, das in einer romantischen Gegend lag. Beide wurden bald vertraut, und erzehlten einander ihre Lebensgeschichte. Da sie sich an so manchen traurigen Vorfall dabei erinnerten, so flossen viele Thränen des Schmerzens und der Wehmuth.

O Schandi! sprach Vanilla, Du hast doch Deinen Vater wieder gefunden, und es ist Hoff-

nung da, daß Du auch die Mutter wieder siehst. Aber ich — o liebe, gute Schandi! Vater, Mutter, Bruder — alles — alles hin! ich habe niemanden mehr.

Vanilla weinte bitterlich. Betty tröstete sie. An einem Bache, der mit hohen Bäumen umwachsen war, setzten sie sich nieder. Vanilla's Schmerz löste sich in stille Wehmuth auf, und sie sang in rührendem Tone:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verlohren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada! Bruder Jada! wärst Du nie gebohren!
Heitrer wäre dann Vanilla's Sinn!

Jada! — Nein, Du siehst nicht meine Zähren,
Hörst nicht Deiner Schwester Klageton!
Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos Dich davon!

Jada! werd' ich Dich nicht wieder finden?
Soll Vanilla ewig Dich nicht seh'n? —
Traurig — — —

"Betty!„ erscholl in diesem Augenblick eine männliche Stimme, und erschreckte die beiden

Mäd-

Mädchen, die in ihre Gefühle so tief versunken waren, daß sie es nicht bemerkten, wie ein junger Schwarzer sich ihnen näherte, und Vanilla's Gesange horchte.

Ha! rief Betty, als sie aufblickte, da ist unser guter, braver John!

Vanilla wurde von einer freudigen Bestürzung ergriffen, als sie den wackern John vor sich sah. Ihr ganzer Körper bebte. Sie that einen Schrei, und sank an des Schwarzen Brust, der freudig ausrief: o Vanilla! meine Schwester! meine geliebte Schwester!

Bruder! geliebter Bruder! o mein Jada! war alles, was Vanilla vorzubringen vermochte.

Betty stand betroffen da. Der Auftritt kam ihr ganz unerwartet. Liebe Betty! rief ihr nach einigen Minuten Vanilla zu, freue Dich mit mir, ich habe meinen Bruder Jada wieder gefunden.

Betty hatte eine kindliche Freude! Glückliche Vanilla! rief sie aus; ein so braver

Mensch wie John ist Dein Bruder! Komm, laß uns zu unsrer Gebieterin eilen, damit sie Deine Freude theile. Sie wird auf das angenehmste überrascht werden.

Jada, der in Amerika den Namen John erhalten hatte, und Vanilla waren Freudentrunken. Jener erzehlte, wie er nach der neuen Welt gekommen, und so glücklich gewesen, an Sir Henry Morres, der ein sehr gütiger Herr sey, als Sklave verkauft zu werden.

Unter solchen Erzehlungen näherten sich die Geschwister der Wohnung ihrer Gebieterin, die vor derselben unter einem Baume saß, und in einem Buche blätterte!

Sie erblickte den wackern Jada. Willkommen John! rief sie ihm in mildem Tone entgegen. Endlich läßt Du Dich wieder sehen! — Sind die Wunden geheilt?

O Gebieterin! versetzte John, und lag mit Vanilla vor der Lady Füßen.

Was soll das heissen? fragte Fanny. — Gebieterin, rief Vanilla, ich bin glücklich! ich habe meinen Bruder wieder gefunden! John ist

mein Bruder Jada! Gütige Vorsicht! sprach Fanny, und ihr Angesicht war durch die reinste Freude verklärt. Sie ließ sich nun von Vanilla und Jada alles, was in dem Wäldchen vorgefallen war, erzehlen, und bezeigte den entzückten Geschwistern die größte Theilnahme.

Wer war jetzt glücklicher als Vanilla! wer froher als John! Fanny hatte ihre herzliche Freude an der Wonne dieser guten Menschen, und vergönnte ihnen Zeit genug, sich zu unterhalten.

Der alte Dawes wurde nach der Plantage geschickt, auf welche Lador, Betty's Vater, gehörte. Der Besitzer derselben willigte in ihre Wünsche, und überließ ihr den ehrlichen Lador.

Betty, sprach sie, nachdem Dawes zurückgekehrt war, ich gebe Dir Deinen Vater für immer wieder. Er darf zu seinem Gebieter nicht mehr zurück kehren, sondern bleibt nun bei seiner Tochter.

Betty fiel vor Freuden ihrer Gebieterin zu Füßen, und dankte ihr mit Thränen. Fanny hob sie auf, und sprach: Sage mir nun aufrichtig, Betty, was fehlt noch zu Deinem Glücke?

Nichts! nichts weiter, als meine Mutter! rief Schandi.

Ich liebe Deine Anhänglichkeit an Deine Mutter, versetzte Fanny, und ob ich Dich gleich gerne bei mir behielte, so wird es mir doch auch Freude machen, wenn ich Dich wieder zu Deiner Mutter bringen kann.

Als Betty dies hörte, pochte ihr Herz vor Dank und Freude. Gütige Gebieterin, rief sie, komm ich wieder zur Mutter, so ist auf Erden niemand glücklicher als ich!

Vielleicht ist es mir möglich, Dich so glücklich zu machen, versetzte die edle Engländerin. Ich will darüber nachdenken.

Da Fanny in dieser Sache nicht für sich allein handeln konnte, so schrieb sie an ihren Vater, und fragte bei ihm an, ob es ihr erlaubt sey, Betty und Lador frei zu lassen, deren Geschichte sie ihm erzählte. Ehe des Vaters Antwort eintraf, durfte nichts vorgenommen werden. Mit Verlangen sah Fanny derselben entgegen.

Lador und Betty.

Fortsetzung.

Der mit Sehnsucht erwartete Brief des Vaters traf ein, und enthielt, zu Fanny's Freude, auch folgende Stelle: "Die Schilderung, die Du von Betty und Lador machst, ist für beide sehr vortheilhaft, und Dein Wunsch, sie frei zu geben, und nach Afrika zurück zu schicken, der Wunsch eines menschenfreundlichen Herzens. Ich willige um so lieber darein, je mehr es mir am Herzen liegt, Deinen menschenfreundlichen Sinn zu nähren und zu erhalten. Das Beste der zwei Sklaven überlasse ich ganz Deiner Sorge. Beschließe über sie, was Dir Verstand und Herz anrathen. „

Fanny fühlte sich bei dem Gedanken, daß sie im Stande sey, drei gute Menschen, Lador, Betty und Andala, glücklich zu machen, sehr heiter, und rief die zwei ersten zu sich, um ihnen den frohen Inhalt des Briefs mitzutheilen.

Lador und Betty frohlockten und dankten. Vanilla vergoß Thränen, und bemerkte, daß sie ihr Vaterland wohl nie wieder sehen würde.

Also auch Du wolltest mich verlassen? fragte Fanny. Gefällt es Dir bei mir nicht?

Ach, Gebieterin, sprach Vanilla, sehr, sehr wohl gefällt es mir hier. Nirgends wird es mir besser gehen. Wären nur meine Eltern nicht von mir getrennt.

Hast Du Lust, nach Afrika zurück zu kehren? fragte Fanny.

Vanilla wurde durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Sie schwieg einige Augenblicke. Ach, rief sie dann, was hülfe mir Afrika, ich fände meine Eltern doch nicht wieder. Und wo lebt noch ein Mensch, der es so gut mit mir meinte, als meine Gebieterin? Ich bleibe hier!

Fanny reichte der guten Afrikanerin freundlich die Hand. Es freut mich, sagte sie, daß es Dir bei mir gefällt. Es soll Dir bei uns immer wohl gehen.

Sir Henry Morres, Fanny's Vater, war ein edler Mann, unähnlich den meisten Plantagenbesitzern in Amerika und andern Ländern, die durch Härte und gefühllose Grausamkeit ihren Sklaven das Leben verbittern, und unerträglich machen. Fanny war sein einziges Kind, seine Freude, sein Stolz. Gern wäre der Vater ihr immer zur Seite gewesen, um sich theils an ihrem Verstande und ihrer Herzensgüte zu ergötzen, theils um zu ihrer völligen Ausbildung das Seinige beizutragen; allein seine Plantagen machten ihm durchaus öftere Reisen nöthig. Zwar hatte er auf jeder derselben einen Verwalter, aber er glaubte, als weiser Mann, daß es doch besser sey, wenn er selbst von Zeit zu Zeit seine Anpflanzungen besuchte, selbst alles durchschaute, ordnete und verbesserte. Die Sklaven freuten sich jedesmal auf seinen Besuch; denn nie kam er, ohne ihnen Erleichterung ihres Zustandes und Erheiterung ihres Lebens zu bringen.

Sein letzter Brief meldete der Tochter, daß er sich sehne, sie einmal wieder zu sehen, daß er aber diese Freude schwerlich vor einem halben Jahre genießen werde, indem er es für noth-

wendig erachte, von neuem alle seine Plantagen zu besuchen, und bei mehrern derselben bedeutende neue Einrichtungen zu treffen, wozu einige Monate Zeit erforderlich wären.

Die gute Tochter wäre durch diese Nachricht leicht betrübt worden, hätten sie nicht andere Stellen des Briefes erheitert. Die Sorge für Lador und Betty, der Vorsatz, Vanilla in der christlichen Religion zu unterrichten, und die Unterhaltungen mit dieser lieben Negerin, ließen sie mit Recht erwarten, daß ihr die Zeit schnell und angenehm vergehen, und ein halbes Jahr unbemerkt dahin schwinden werde.

Fanny fing ihren Religionsunterricht sogleich an. Lador, Jada, Vanilla und Betty nahmen Theil daran. Vanilla hing mit ganzer Seele an dem Unterrichte, und jedes Wort, das Fanny sprach, prägte sich tief in ihr Herz ein.

Der gute Mensch schließt sich so gern an edle Menschen an, und fühlt sich von dieser nichtigen Erde zu einer höhern Welt erhoben, wenn ihn die Thaten eines ausgezeichneten grossen Mannes begeistern. Auch Vanilla hing bald

mit Liebe an dem Stifter der christlichen Religion. Seine weisen Lehren, sein sanfter, liebreicher Sinn, sein seltener Eifer für Menschenwohl, und die hohe Aufopferung für dasselbe, seine Leiden und sein Tod für Wahrheit und Tugend, rissen sie zur Hochachtung, Bewunderung und Verehrung hin.

O wie freute sich Fanny, als sie dieses alles bei Vanilla bemerkte! Sie wurde ihr dadurch um vieles theurer, sie wurde ihr über alles lieb. Denn Fanny gehörte in die Reihe jener edlen weiblichen Wesen, die bei allen Ansprüchen auf irdischen Lebensgenuß, und bei der ausgezeichnetsten Aufklärung des Geistes, sich doch gerne aus dem Gewühle sinnlicher Freuden zurückziehen, sich an die stillen, reinern Freuden eines bessern, höhern Seyns halten, und es nicht sowohl wissen, als fühlen, daß ein unsichtbares Etwas in der Welt und unter den Menschen walte, und nur Eins — etwas unnennbar Heiliges, dem edlen Herzen genügen könne. Tausendmal hatte Fanny es sich gestanden: daß das Leben, ohne die Ahndung, ohne das stärkende Gefühl dieses Heiligen, ihr trübe geworden;

der freundliche Glaube an einen Gott, und die süße Hoffnung der Unsterblichkeit hatten sich in ihr Gedankensystem und in das feine Gewebe ihrer Gefühle aufs innigste verschlungen, und seitdem ward ihr ein neues Leben, das nur der begreift, der mit Liebe und Hingebung an Gott hängt.

Wohl thun mußte es der edlen Glaubigen, in einem Wesen, dem sie herzlich gut war, in Vanilla, den religiösen Glauben in solcher Macht aufwachsen zu sehen. Von nun an war die glaubende Negerin an Fanny's Herz gebunden, ihr Wohl mit dem Wohle der Gebieterin Eins, und nicht leicht hätte diese sich in eine Trennung von Vanilla finden können.

Mehrere Monate vergingen. Lador, Jada, Betty und Vanilla waren oft beisammen, und segneten die Güte und Liebe, mit der sie von ihrer Gebieterin behandelt wurden.

Eines Tages erhielt Fanny einen Brief. Er war von dem Kapitän, der Vanilla nach Amerika gebracht hatte. Mit väterlicher Sorgfalt erkundigte er sich, um das Befinden dersel-

ben, und versprach, vor seiner Abreise nach Afrika, die in wenigen Wochen vor sich gehen sollte, noch einmal der Lady seine Aufwartung zu machen, und bei dieser Gelegenheit selbst zu sehen, wie es seiner lieben Vanilla gehe.

Die gute Fanny las die Nachricht von der bevorstehenden Reise des Kapitäns mit Wehmuth und Vergnügen. Sie war entschlossen, Betty und Lador mit dieser Gelegenheit nach dem Vaterlande zurück zu schicken; aber der Gedanke, sich von diesen braven Menschen zu trennen, hatte zugleich viel Unangenehmes für sie.

In einiger Zeit erschien der Kapitän mit seinem Sohne Robert, einem wackern jungen Manne. Er hatte eine große Freude, als er seine Vanilla wieder sah, und diese wußte sich vor Entzücken nicht zu fassen. Sie küßte ihm die Hände, umschlang seine Knie, und widerholte oft den Ausruf: O mein Wohlthäter! mein Vater!

Robert sah mit Vergnügen dieses herzliche Benehmen Vanilla's gegen seinen Vater. Das unschuldvolle, angenehme, liebenswürdige

Wesen des Mädchens gefiel ihm, und brachte ihn zu dem Ausruf: Reine Natur, wer kann Dir widerstehen, wenn du dich in deinem Glanze zeigst! Himmlische Unschuld des Herzens, wer kann ungerührt bleiben, wenn du dich vor ihm entfaltest.

Ich habe eine Bitte zu Ihnen, lieber Kapitän! sprach Fanny.

Und ich eine zu Ihnen, gütige Lady, versetzte der wackere Seefahrer.

Fanny erzehlte ihm nun Lador's und Betty's Geschichte, und theilte ihm den Wunsch mit, daß er beide mit nach Afrika nehmen, und sie auf einem sichern Wege nach der Gegend bringen lassen möchte, in der sie zu Hause wären.

Der Kapitän machte keine Schwierigkeiten, und verbürgte mit seinem Ehrenworte, daß Lador und Betty, wenn auf der Reise nur alles glücklich ginge, ihre Heimath und Andala wieder sehen sollten.

Fanny war darüber sehr erfreut. Lassen Sie nun Ihre Wünsche hören, lieber Kapitän! sprach sie, und dieser theilte ihr nun mit, daß

er Bedenken trage, seinen Sohn Robert nach Afrika mitzunehmen, daß er vielmehr wünsche, ihn bei einer Plantage angestellt zu sehen, und sie daher bitte, zur Erfüllung seines Wunsches das Ihrige beizutragen.

Sie kommen eben zur glücklichen Stunde, lieber Kapitän! versetzte Fanny. Es gehet uns auf der hiesigen Anpflanzung gerade ein Mann ab, der dem Verwalter bei seinen weitläuftigen Arbeiten behülflich sey, und, wenn es die Umstände nöthig machen, seine Stelle vertrete. Ist Ihr Sohn, woran ich nicht zweifle, nur zur Hälfte so brav, wie sein Vater, so ist er mir für diese Stelle willkommen.

Für seine Bravheit bürge ich, sprach der Kapitän, und an Geschicklichkeit fehlt es ihm auch nicht. Was ihm daran noch mangelt, wird er sich unter einer so guten Leitung, als er sie hier haben kann, leicht erwerben.

Robert erhielt die gedachte Stelle, und trat schon den folgenden Tag seine Geschäfte an. Lador und Betty wurden vor die Lady gerufen. Sie erklärte ihnen, daß sie von diesem Tage an ganz frei wären, und sich reisefertig machen möchten.

Freude und Schmerz wechselten in Beider Brust; angenehm war ihnen der Gedanke, daß sie Andala wieder sehen; schmerzlich der, daß sie sich von Fanny, von Jada und Vanilla trennen sollten.

Der Tag der Abreise war da. Lador und Betty warfen sich zu den Füßen ihrer Gebieterin nieder, und weinten ihr den herzlichsten, aufrichtigsten Dank. Schluchzend standen Ida und Vanilla in der Nähe. Auch von Fanny's Wangen rollten Thränen. Ach, aus welcher Zone Du immer seyn magst, sobald Du gut und edel bist, so werden sich die, die Dich kennen und schätzen lernten, nur mit Wehmuth von Dir trennen. Lador und Betty schieden mit Schmerzen, begleitet von den Segenswünschen ihrer Gebieterin, des braven Ida und der sanften Vanilla.

Das Fest der Genesung.

Fanny sah nun mit vieler Sehnsucht der Ankunft ihres Vaters entgegen. Allein es verging ein Monat nach dem andern, ohne daß er eintraf. Die gefühlvolle Tochter wurde besorgt.

Endlich kam, statt des geliebten Vaters, ein Brief von ihm an. Fanny erbrach ihn hastig; zitternd las sie ihn; und Thränen stürzten aus ihrem Auge, als sie ihn gelesen hatte. Der Brief enthielt Folgendes:

"Du wirst Dich wundern, liebe Tochter! daß statt Deines Vaters eine Zuschrift von ihm eintrift. Auch wirst Du bestürzt seyn, wenn Du die Ursache davon erfährst. Doch ich kenne zu sehr Dein gutes Herz und Deine Ergebung in den Willen der Gottheit, als daß ich nicht mit Grund von Dir erwarten sollte, Du werdest Dich zu fassen und zu beruhigen wissen."

"Ich befinde mich jetzt auf der Plantage zu N . . y. Schon seit drei Monaten fühlte

ich in meinem Körper eine Unordnung. Jetzt liege ich krank darnieder, und, wie es scheint, gehe ich meinem Ende mit schnellen Schritten entgegen. Meiner Schrift wirst Du es ansehen, daß ich diese Zeilen mit zitternder Hand geschrieben habe. „

“ Die Plantagen habe ich alle besucht, und auf mehrern derselben manche neue Einrichtungen getroffen. Gerührt hat mich überall das dankbare Benehmen und die sichtbare Anhänglichkeit der Sklaven. Wie einen Vater umringten sie mich und vergossen Thränen, wenn ich sie verließ. Dies ist mir ein Beweis, daß meine Behandlung derselben gelinde und billig war. Ich kann es Dir nicht sagen, liebe Tochter, wie tröstend dieser Gedanke in meinen letzten Lebenstagen für mich ist. In den Stunden, wo alle Herrlichkeiten der Erde schwinden, und nur der Gedanke an Tod und Verwesung unsre Seele beschäftigt, ist nichts, daß uns trösten, aufheitern, erheben könnte, als das Bewußtseyn, auf dem Platze, auf welchem wir standen, nach Möglichkeit Gutes verbreitet zu haben. „

“ Ge-

"Gestern habe ich mein Testament gemacht. Du wirst darin meine letzte Willensmeinung vernehmen. Ich sehne mich, Dich, liebe Fanny, vor meinem Tode noch einmal zu sehen. Eile zu Deinem scheidenden Vater. Triffst Du ihn nicht mehr am Leben an, so besuche seine Ruhestätte, und denke dabei, daß sie die irdische Hülle eines Mannes umfaßt, der in Deiner Liebe seine Freude, in Deiner Tugend seinen Stolz und sein Glück fand, und dem Dein Wohl mehr am Herzen lag als sein eigenes."

"Dieses denke Dir, liebe, gute Tochter, an meinem Grabeshügel, und belebe durch solche Gedanken Dein gefühlvolles Herz zu neuen guten Entschlüssen. Du wirst, als Erbin dessen, was ich zurücklasse, in den Augen der Welt für reich gelten. Doch Du kennst die Nichtigkeit dieser Erdengüter, und wirst ihren Werth nicht zu hoch anschlagen; noch weniger wirst Du Dich durch sie verleiten lassen, der stillen, eingezogenen Lebensart untreu zu werden, die Du bisher geführt hast. Glaube Deinem Vater, der in seinen jüngern Jahren in dem Geräusche der großen Welt sein Glück suchte, und dafür mit

Herzensleerheit, Mißmuth und Lebensüberdruß bestraft wurde; glaube seiner Versicherung: Daß nur im engen Kreise vertrauter Seelen wahre Freundschaft und wahrer Lebensgenuß möglich sey. Je ausgedehnter unsre Verbindungen sind, desto gehaltloser, desto lockerer werden sie. Der Weise ziehet den engsten Kreis um sich. „

"Der gute Mensch hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als seine besseren Gefühle zu bewahren; aber wo werden sie leichter erstickt, als in dem Gewirre der großen, vornehmen Welt, das nur Leidenschaften weckt, das Herz in einem Taumel werthloser Bestrebungen hinreißt, und uns das Höchste raubt — uns selbst. Nirgends wird der edlere Mensch weniger verstanden, und nirgends versteht er sich selbst weniger, als in dieser großen, vornehmen Welt. Er sieht sich entweder in derselben verlassen, und empfindet dies nicht ohne Schmerz, oder er gibt sich, um Theilnahme zu erregen, dem Tone, den Lockungen derselben hin, und opfert einem Trugbilde einen wahren Besitz, opfert der

leichtfertigen, ausgearteten Sitte sein Bestes — sein Herz, und das Gefühl für's Bessere, Edlere.„

“Drum, meine Fanny, bleibe dem stillen, eingezogenen Leben treu; trau Dir selbst, Deinem Herzen, Deiner Tugend! In Dir, in der Liebe der wenigen Edlen, die Du mit Vertrauen umfassest, in den Schriften weiser Männer, und in den Wundern der Natur suche Dir reinere Freude, und genieße sie mit Dank gegen den unsichtbaren Geber alles Guten.„

“Es wäre überflüßig, Dich, liebe Tochter, aufzufordern, nach meinem Tode stets dafür zu sorgen, daß die in den Plantagen arbeitenden Schwarzen immer mit Schonung und Billigkeit behandelt werden, daß man ihnen nie mehr Arbeit auflege, als ihre Kräfte ertragen, und ihr ohnehin mühseliges Leben nicht durch Unfreundlichkeit und lieblose Härte noch mehr erschwere. So lange Du Dein gutes Herz bewahrst — und Du wirst dies bis an Dein Ende — so lange wird sich kein Sklave über Druck und Unrecht beklagen dürfen.„

"Kommt Dein Bräutigam aus England hier an, so melde ihm, daß ich ihn in meinen letzten Lebensstunden noch gesegnet habe, und lies ihm diesen Brief vor. Er ist ein rechtschaffener Mann, und hat, was mir ihn so achtungswerth macht — Charakter. Schaffe ihm das Glück des Lebens, das er verdient. Seyd Beide in Eurer Liebe und Treue glücklich.„

Mit unnennbarem Schmerze hatte Fanny diesen Brief gelesen. Ach, der, an dem sie mit ganzer Liebe hing, der edelste Mann, den sie auf Erden kannte, der beste, zärtlichste Vater, sollte ihr entrissen werden. Dieser Gedanke hatte viel Schreckliches für sie. Doch ihr Herz wurde bald durch religiöse Gefühle, die in ihrer Kraft erwachten, besänftigt, und eine fromme Wehmuth, verbunden mit stiller Ergebung, trat an die Stelle des heftigen Schmerzens.

Noch an demselben Tage trat Fanny die Reise zu ihrem Vater an, begleitet von Vanilla, ihrem Bruder Jada und dem alten treuen Dawes, einem gebohrnen Neger. Sie erreichten die Plantage zu N . . y, wo Sir Henry Morres krank darnieder lag.

Mit bangem, pochendem Herzen näherte sich Fanny der Wohnung. Sie befürchtete, Todesnachrichten zu hören. Aber der Himmel hatte ihr Freuden bestimmt.

Sir Henry Morres lebte nicht nur noch, sondern befand sich auch auf dem Wege der Besserung. Seine Krankheit hatte auf einmal, ganz gegen die Hoffnung des Arztes, eine erwünschte Wendung genommen, die gefährlichste Krise war überstanden. Sir Henry Morres fühlte sich neu gestärkt, und war nahe daran, das Bett verlassen zu dürfen.

Die Tochter trat in das Krankenzimmer. Welche Wonne für sie, als sie den geliebten Vater, zwar blaß, aber heiter erblickte! Der Vater empfing sie mit Freude und Zärtlichkeit. Die umstehenden Schwarzen wurden zu Thränen gerührt.

Die Erscheinung Fanny's wirkte vortheilhaft auf die Wiedergenesung des Vaters. Meine liebe Tochter, sprach dieser den Tag nach ihrer Ankunft, ich war den Pforten des Todes sehr nahe, und zweifelte, Dich auf dieser Welt

noch einmal zu sehen. Gerne hätte ich die besten, treusten Sklaven von unsern Plantagen vor meinem Tode noch um mich versammelt, um ihnen Gehorsam und Treue gegen Dich anzuempfehlen; ich habe deshalb nach allen Pflanzungen den Befehl geschickt, daß von jeder ein Paar der treusten Schwarzen hier erscheine, und meinen letzten Willen vernehme. Von der Plantage zu Z. habe ich einen Neger und eine Negerin hieher berufen, die vor kurzem erst getauft worden sind, und die Namen Richard und Molly erhalten haben. Ich war Taufzeuge. Dies wackere Menschenpaar hat mich ungemein für sich eingenommen, und ich könnte Dich lange über die guten Eigenschaften unterhalten, die ich an demselben während meines Aufenthalts zu Z. bemerkt habe. — Nun, da ich wieder halb gesund bin, ist die Erscheinung jener Sklaven nicht mehr nöthig, und es müssen daher noch heute Eilboten nach den Plantagen ausgeschickt werden, die ihnen den Befehl bringen, ihre Reise hieher nicht anzutreten. Ordne Du alles an, liebe Tochter! ich überlasse das Geschäft ganz Dir.

Fanny versprach, die Sache aufs beste zu besorgen. Schon wollte sie die Eilboten absenden, als ihr ein Gedanke durch die Seele ging, der ihr viel Vergnügen machte. Mein Vater hat alles mir überlassen, dachte sie, ich will die Sache so ordnen, daß er mir dafür danken wird. Sie schickte die Eilboten deshalb — nicht ab; sie ließ vielmehr alles so, wie es stand.

Nach einiger Zeit befand sich Fanny mit Vanilla auf den Zuckerfeldern. Sie erblickte einen Reisewagen. Neugierig, was es für ein Besuch sey, eilte sie nach dem Wohngebäude. Die Kutsche hielt still, und es stieg ein junger Engländer heraus. Wie groß war Fanny's Freude, als sie in ihm Sir Burnes, ihren Bräutigam, erkannte. Sie empfing ihn mit Liebe und Herzlichkeit.

Sir Burnes wollte in das Zimmer des Schwiegervaters eilen; Fanny ließ es nicht zu. Ich trage mich, sprach sie, mit einem kleinen Plänchen, dessen Ausführung meinem Vater Freude machen soll. Sie sollen mir dabei behülflich seyn. Meinem Plane zu Folge, dürfen

Sie meinen guten Vater erst in einigen Tagen sehen. Er ist bald ganz hergestellt, und vielleicht kann er schon übermorgen zum ersten Male wieder die freie Luft genießen. Dieser Tag soll ein froher Tag für ihn und seine Kinder seyn — wir wollen an demselben das Fest seiner Genesung feyern, und dem Aeskulap einen Hahn opfern *).

Der Bräutigam machte Einwendungen, und wollte den Schwiegervater eher sprechen; aber Fanny gab nicht nach, bis er endlich in ihren Wunsch einwilligte. Er mußte es sich gefallen lassen, in einem Nebengebäude Quartier zu nehmen, seine Anwesenheit zu verheimlichen, und sich gleichsam wie einen Gefangenen behandelt zu sehen.

---

*) Aeskulap wird für den ersten unter den Griechen gehalten, der mit glücklichem Erfolge die Heilkunst übte. Nach seinem Tode erwiesen ihm die Griechen göttliche Ehre, und opferten ihm einen Hahn, wenn jemand gesund worden war.

Endlich erschien der Tag, an welchem der Arzt es erlaubte, daß der Wiedergenesene freie Luft schöpfe.

Der Tag war sehr heiter und freundlich. Neben den Wohngebäuden lag nach Süden zu ein schöner großer Garten, voll der herrlichsten amerikanischen Bäume, Blumen und anderer Gewächse. In diesem Garten führte Fanny den geliebten Vater. O meine Tochter, sprach er, als er sich wieder unter freiem Himmel befand, lange habe ich dieses Anblicks entbehrt! Wie wohl thut es mir, daß ich das blaue Firmament wieder sehe, wieder die gesunde reine Luft einathme, wieder die schöne blühende Welt erblicke!

Bei diesen Worten trat die Tochter mit ihm in den Garten. Der Wiedergenesene sah vor sich hin, und erblickte in mäßiger Entfernung einen schönen, hohen Altar, mit Kräutern geschmückt, und mit der Aufschrift versehen:

Dem Aeskulap.

Dem Vater machte dieser Anblick Freude. Fanny führte ihn dem Altar näher. Es stieg

eine Rauchsäule empor; Musik erscholl, und mit ihr folgender Gesang:

Wir opfern hier am Hochaltare
Mit unsers Herzens wärmsten Dank;
Entrissen ist er den Gefahren!
Er lebe froh, er lebe lang!

Jetzt traten die Sänger hinter dem Altare hervor. Welche Ueberraschung für den Genesenen! Es waren diejenigen Sklaven, die er vor seinem Tode noch zu sprechen gewünscht hatte. Knieend vor ihm, boten sie ihm, in zierlichen Körben, Blumen und Früchte an, und blickten nach ihrem Gebieter mit einer Liebe und Dankbarkeit, die ihn tief rührte. Er sah die Tochter an, gleich als wollte er ihr einen sanften Verweis geben. Lieber Vater, sprach sie mit liebenswürdiger Freundlichkeit, Sie haben mir ja alles überlassen. Ungehorsam bin ich nicht gewesen, daß ich die Eilboten nach den Plantagen zu schicken unterließ. Ich wollte Ihnen die Freude machen. —

Schon gut, liebe, freundliche Fanny! sprach der gerührte Vater, zog die Tochter an sein Herz,

und dankte ihr für ihre Liebe. Ich habe Dir, sprach er, von einem Neger und einer Negerin von der Plantage zu Z. erzehlt. Hier sind beide. Mache Dich genauer mit Richard und Molly bekannt, und Du wirst Dich, so wie ich, über ihr gutmüthiges, einnehmendes Wesen freuen.

Fanny trat zu Richard und Molly, und unterhielt sich einige Minuten lang mit ihnen. Dann führte sie den Vater weiter auf einen entlegenen, einsamen Platz des Gartens. In einer kleinen, schönen Grotte erhob sich ein Altar mit der Aufschrift:

Dem Gott der Liebe.

Für die Genesung des Vaters.

An diesem Altare blieb Fanny mit dem Vater stehen. Ihr Herz war bewegt. Thränen drängten sich in ihr Auge. Lieber, guter Vater! stammelte sie, Gott, der in das Innere sieht, weiß, wie froh, wie glücklich ich mich fühle, daß Sie mir wieder gegeben sind.

Der Vater, der bei Männern die Thränen eben nicht liebte, konnte jetzt dem Andran-

ge derselben doch nicht widerstehen. Meine geliebte Tochter, sprach er in gebrochenem Tone, Gott lohne Deine Liebe zu mir, und erhalte Dein Herz bis an Dein Ende so dankbar und gut.

Jetzt trat aus einer nahen Laube Sir Burnes, Fanny's Bräutigam, hervor. Der Genesene war freudig bestürzt bei seinem Anblicke. Der Schwiegersohn fiel ihm an die Brust. Fanny ergriff des Bräutigams Hand und sprach: Lieber, guter Vater! wir bitten an dem heutigen, uns so wichtigen Tage um Ihren Seegen!

Kinder! erwiederte jener, Ihr macht, daß ich das Leben, welches mir Gott von neuem geschenkt hat, vielleicht zu sehr lieben werde. Er, von dem aller Segen kommt, segne Euch! Wandelt auf seinen Wegen, und seyd in einander und durch einander glücklich! Heute noch ist Hochzeit. —

Jetzt kamen auch Jada und Vanilla herbei, und bezeigten ihre Freude über die Genesung ihres Gebieters.

Vater und Kinder, Jada und Vanilla begaben sich nun nach jener Gegend, wo der erste Altar, dem Aeskulap gewidmet, stand. Hier befanden sich noch die Sklaven von den verschiedenen Plantagen. Sie erwarteten in ehrfurchtsvoller Stellung ihren Gebieter.

Vanilla wurde betroffen, als sie die Reihe dieser Sklaven überblickte. Jada, sagte sie zu ihrem Bruder, sieh' hin, und sage mir, was Du erblickst?

Jada that einen Schrey. Mutter! Vater! rief er, und stürzte mit Vanilla an Richard's und Molly's Herz.

Freudig staunte Fanny, und mit ihr der Vater. Der Auftritt blieb nicht lange ein Räthsel. Richard und Molly waren Vanilla's Eltern, Limar und Kaska. Als Gefangene waren sie an der Küste von Guinea verkauft und nach Amerika gebracht worden, wo sie in Sir Henry Morres Dienste kamen.

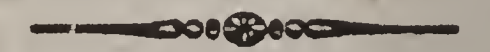
Unbeschreiblich groß war die Freude der Eltern und Kinder über ihr unverhofftes Zusammentreffen. Sir Henry Morres erklärte sie

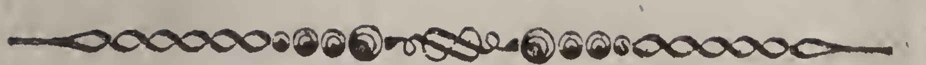
noch an demselben Tage für frei, und gab ihnen eine eigene Wirthschaft.

Robert, der brave Sohn des edlen Kapitäns, heirathete Vanilla. Ihnen und ihren Eltern ging es wohl.

Nach einigen Jahren erfuhr man, daß Lador und Schandi ihre Mutter Andala gefunden hatten.

Auf der Familie des edlen Henry Mores ruhte der Segen Gottes. Die redlichen Menschen suchten den Himmel in ihrer Brust, und fanden ihn.





Die Erdengötter.

Mächtige Fürsten und Herrn, man nennt sie
Götter der Erde,
Welch ein Name! wie groß, Götter der Erde
zu seyn!
Aber, wie manche verdienten ihn nicht, den
herrlichen Namen;
Ach, wer wünschte nicht oft: möchten sie Men-
schen nur seyn!

Die Blume des Herzens.

An Doris.

Du preissest das Vergißmeinnicht,
Auch ist das Blümchen schön,
Daß es der Freund für Freunde bricht,
Mag ich traun gerne sehn;
Doch diese Blume ist es nicht,
Die mächtig mir an's Herze spricht.

Dem blauen Veilchen bist du hold,
Der stillen Tugend Bild;
Auch mir gilt mehr als alles Gold
Ein Wesen still und mild;
Doch dieses Blümchen ist es nicht,
Das mächtig mir an's Herze spricht.

Der zarten Lilie Schmuck und Pracht
Reißt dich zum Lobe hin;
Gern denk' ich, wenn ihr Weiß mir lacht,
An reinen, keuschen Sinn;
Doch auch die Lilie ist es nicht,
Die mächtig mir an's Herze spricht.

Willst meines Herzens Blume sehn,
Komm', Doris, sieh' sie an;
Sie ist so heiter, ist so schön,
Ziert meines Lebens Bahn:
Die Rose — wen erfreut sie nicht! —
Ist's, die mir sanft an's Herze spricht.

Die Wahrheit.

Ja, die Wahrheit ist nackt, das sagen uns Dichter und Weise;
Darum wundert's mich nicht, daß man sie immer verletzt.

Die Modenarren.

Wie in der Welle des Bachs an Tropfen der Tropfe sich anhängt,
Drängen an ältere stets neuere Moden sich an.
Und ihr sitzt auf der Welle des schnell entgleitenden Stromes,
Und wohin sie enteilt, gleitet und schlüpft ihr mit fort.

Das Mädchen und die Rose.

Lila hat in einem Blumenscherben
Eine Rose sorgsam aufgezogen,
Und besah sie täglich ihre liebe,
Sahe fröhlich ihre Rose blühen.
"O, wie schön, mit welchen Zauberreizen,
„Hat dich Flora, vor den andern Blumen,
„Hat sie dich vor allen ausgezeichnet,
„Deine Knospe, wie so zart entfaltet!
„Deine Blätter, wie so sanft gewölbet!
„Deine Röthe, wie so hell und lächelnd!
„Ja, du bist die Königin der Blumen!„
Sprach es oft, bewundernd ihre Rose.
"O wie schön, so lieblich wie ein Engel,
„Eilt sie dort aus ihrem Blumengarten,
„Schöner noch, als ihre werthe Rose.„
Manche sprachen's, ihrem Herzen schmeichelnd,
Sah man sie aus ihrem Garten wandeln!
Fröhlich hörte sie's, und ging ins Zimmer,

Sahe sich im sonnenklaren Spiegel,
Sahe freudig ihre Rosenwangen,
Sahe stolz, das blaue Paar der Augen,
Das Gekräusel ihrer blonden Locken.

Aber stolz auf Lila's großes Lobs,
Stand sie da, sich brüstend, voll Verachtung,
Stand die Rose unter andern Blumen.
" Keine gleichet mir an Reitz und Schöne.
„ Habt ihr Lila's großes Lob vernommen? „
Sprachs. Die andern Blumen sagten lächelnd:
" Schön bist du, und reizend, doch vergänglich,
„ Wie wir Blumen alle in dem Garten.
„ Auch nicht lang und ewig wird sie dauern,
„ Wird nicht Lila's Schönheit ewig glänzen.

Stolz auf ihre zaubervollen Reize,
Auf das Lob der Schmeichler und Bewundrer,
Ging sie her, die Freundinnen verachtend,
War sie stolz in Blicken und im Herzen;
Und sie putzte sich am hellen Spiegel,
Und vergaß die Rose zu besuchen;
Bis sie eines Abends ihr gedachte,
Welk sie fand und ganz entblättert liegen.
Und die Blätter waren bleich und traurig.

“Ach! wohin ist doch dein Reiz entflohen?
„Deine Blätter sanft und zart gewölbet,
„Sind umher gestreut, und bleich und traurig,
„Deine Röthe, purpurhell und lächelnd —
„Ach! wohin sind deine Reiz' entflohen?„

Traurig klagte sie, da schwebte nieder
Uebers Haupt in heller Himmelsklarheit
Eine Luftgestalt, gleich einem Engel,
Und sie sprach zum Mädchen ernst und zürnend:
“Sieh', die Rose ist verwelkt, und traurig
„Liegen ihre Blätter hin und wieder.
„Stolz sich brüstend stand sie da, sich freuend
„Ihrer Schönheit und Deines großen Lobes;
„Und sie welkte hin! In dieser Rose
„Kannst Du Dich in heller Klarheit spiegeln.
„Du bist stolz auf Deine Zauberreize,
„Auf das Lob der Schmeichler und Bewund'rer;
„Aber Deine Schönheit wird vergehen,
„Wird verwelken Deiner Jugend Blume.
„Glücklich ist das Mädchen, das im Herzen
„Trägt den Kranz der Unschuld und der Tugend.
„Nimm, o Mädchen, eine ernste Wage,
„Leg' in eine Schale Deine Tugend,

„In die and're Deiner Jugend Schöne.
„Heil Dir, Mädchen! wenn die erste sinket;
„Sinkt die and're — Wehe Dir und Unglück!
„Unschuld nur, sie glänzt und dauert ewig,
„Sie erwirbt der Weisen Gunst und Achtung.
„Schöner werden noch die Rosenkränze,
„Wenn Du drein auch Lilien verwebest.
„Und ich bin Dein Genius im Himmel,
„Ich vernahm Dein Klagen, kam hernieder.„ —
Sprach's und glänzte noch, und war verschwunden.

Das Glück des Lebens.

Freundlich lächelte an das Chor der Götter Leander'n,
Als er, ein liebliches Kind! leise zu athmen begann.
Fröhlich wuchs er heran, der Säugling zum rascheren Knaben,
Und zum Jüngling' der Knab', muthig sich nähernd dem Mann.
Mächtig schlug ihm das Herz, geschaffen für Freundschaft und Treue;
Kühn zu umfassen die Welt strebte der feurige Geist.
Tief im Innern dämmerte auf des höheren Lebens
Und des reineren Glücks seelenerhebendes Bild.

Da beschlossen im unerforschlichen Rathe die Götter,
Ihm zu entziehen die Hand; daß er mit eigener Kraft
Seines Daseyns hehre Bestimmung fühl' und ergründe,
Und er selber sich sey Schöpfer des bleibenden Glücks.
Dieses zu haschen, entbrannte Leander's männliche Seele;
Voll erhabner Begier rang er als Jüngling und Mann.
Aber nicht bald ward ihm des Sieges stärkende Freude,
Oft war fruchtlos der Kampf, gänzlich verfehlet das Ziel.
Zweimal kehrt er bekränzt vom Platz der olympischen Spiele,
Laut als Sieger gerühmt; aber dies macht nicht sein Glück.
Rastlos strebet der Geist Leander's nach höherem Ruhm,
Und den Musen weiht er und dem Apollo die Kraft.

Seht! es rinnet ihm jetzt die nimmer versiegende Quelle
Ewiger Jugend; es flicht Phöbos dem Sänger den Kranz;
Und von Munde zu Munde ertönen die lieblichen Lieder,
Die, begeistert, er sang; aber das macht nicht sein Glück.
Zwar gewähret ihm Wonne noch immer die himmlische Dichtkunst;
Doch nach Höherem sehnt sich des Gepriesenen Herz;
Endlich das Glück zu haschen, vertraut des Oceans Fluthen
Sich der Feurige an, suchet und findet es nicht.
Dreimal begrüßt er mit neuer Hoffnung Afrika's Küste,
Und mit Würden und Ehr' krönt ihn das fernere Land.
Unbefriedigt jedoch, mit immer steigenden Wünschen,
Kehrt der Wanderer heim, zürnend dem bösen Geschick.

Was ist (fragt er voll Zweifel) das Glück? wo
ist es zu finden?
Ueberall sucht' ich's und fand: Nichtigkeit,
Träume und Schein!
Tobendes Herz! wann wird dein heiliges Seh-
nen gestillet?
Ach! wann steigt vom Olymp seliger Frie-
de auf dich? —
Während Leander im Innern dergleichen Ge-
danken bewegte,
Irrt er mit rascherem Schritt tiefer und
tiefer im Hain.
Schon mit matterem Schein sieht er die Sonne
sich senken,
Und ihr milderer Strahl leuchtet ihm Ru-
he ins Herz.
Da erblickt er auf einmal ein wohlumzingeltes
Gärtchen,
Und den Gärtner darin, welcher ihn freund-
lich empfängt.
Heiterer Sinn glänzt diesem und innige Ruhe
der Seele
Aus dem freundlichen Aug', faltenlos hebt sich
die Stirn.

Finden sich edlere Seelen, gleich ist die Freundschaft geschlossen;
Und so war es auch hier; traulich ergoß man sich bald.
Auf die Freuden der Welt lenkt ernsthaft Leander die Rede,
Läugnet ein reineres Glück, läugnet ein höheres Seyn.
Freundlich erwiederte drauf der ruhig heitre Cleanthes:
Zürne, traut er doch nicht Göttern und Menschen und dir!
Freilich suchen wir oft vergebens ein edleres Wohlseyn;
Aber wir suchen es da, wo es doch nimmermehr ist.
Rastlos strebet der Mensch nur immer nach Vielem und Großem;
Will umfassen die Welt, und er umfasset dann Nichts;
Will erfliegen die Sterne, und zu den Göttern sich schwingen,
Aber es hält ihn die Erd', und er ergrimmet darob.

Sieh'! wir spähen und rennen, wir streben,
zittern und ringen;
Doch gewöhnlich gilt dies nichtigem Glanze
und Prunk.
Unbefriedigt bleibt denn der Wünsche frömmster
und höchster,
Unmuth, Sorge und Gram herrschen, statt
Freude und Ruhe.
Aber, o glücklich der Mann, der still
und unbemerkt hauset,
Seine Wünsche begrenzt, ferne
nicht suchet das Glück;
Welcher den Himmel in sich und in der
Seinigen Kreise
Findet, wahrlich! nur hier winkt
ihm ein höheres Seyn!
Während sie sprachen, war still die lächelnde
Sonne verschwunden,
Und mit dem traurigen Freund kehret Cle-
anthes nun heim.
Seine Hütte war klein; doch zierten sie Rein-
heit und Ordnung,
Und ein tugendhaft Weib, wahrlich! der
köstlichste Schmuck.

Freundlich umarmte die Frau den wiederkehrenden Gatten,
Drückt mit der Liebe Gewalt ihn an die weibliche Brust.
Drauf umringet ihn laut ein Trupp rothbäckiger Kinder.
"Vater! Vater!" ertönt's; ha! sie umhalsen ihn froh;
Und den Schooß des umschlungenen Vaters erkrabbelt das Kleinste,
Und mit freudiger Kraft zaust es sein lockiges Haar.
Auch tritt lächelnd herein die achtzehnjährige Tochter,
Grüßet bescheiden den Freund, grüßet den Vater dann auch.
Siehe, da füllet das Herz Leander's die süßeste Wonne,
Mancher selige Traum — Wirklichkeit scheint er ihm hier.
Freundlich umschwebet den Gast der Genius häuslicher Freuden,
Und mit göttlicher Macht dringet die Liebe ans Herz.

Sie belebet ihn ganz; zum Himmel wird ihm
die Erde,
Und er umarmet den Freund, bittet das
Mädchen zur Frau.
Willig gibt ihm Cleanthes die Tochter, das
Mädchen sein Herz ihm,
Und nun fühlt er sich froh, fühlt sich ge-
stärkt sich und beglückt,
Ihm verflossen die Jahre des Lebens wie flie-
hende Stunden;
Denn, genügsam und still, pflegt' er des
häuslichen Glücks.

An Emma.

Wenn aus der Schönheit zauberischen Hülle
Ein edles Herz, o liebe Emma, strahlt
In Wort und That des Herzens sanfte Fülle,
Wie Luna's Scheib' im stillen See sich mahlt;
Dem Veilchen gleich in sanft bescheidner Stille,
Der Körper nicht mit seinen Reizen prahlt:
Dann hat das Mädchen einen Kranz errungen,
Vom größten Dichter werde es besungen!

Ein Hochgefühl für's Edle und für's Schöne
Belebe Dich mit hoher Götterkraft,
Das uns so manche freudenvolle Scene,
In Leid und Gram uns Linderung verschaft;
Und opf're gern' dem Dichter eine Thräne,
Die Thräne sanft erregter Leidenschaft,
Schmilzt er im hohen Styl der Trauerspiele
Dein fühlend Herz in traurige Gefühle.

Die Unschuld sey Dein heiliges Geleite,
Ein Engel sanft und himmlischer Gestalt,
Wenn bei den Mahlen Hebe's und der Freude,
Wenn voll und warm Dein Herz im Busen wallt;
Dann wirst Du nicht dem leichten Sinn zur Beute,
Sie schützet Dich mit himmlischer Gewalt;
Vor einem ernsten Wort und ernstem Blicke
Weicht schnell der Schmeichler feile Brut zurücke.

Der Weisen Gunst und Achtung zu erlangen,
Leb' einfach nur und lebe ungeschminkt.
Was hilft der Kleiderpracht, das eitle Prangen,
Und was die Perle, die vom Finger winkt?
Viel schöner sind der Unschuld Rosenwangen,
Die helle Perle, die im Auge blinkt,
Erblickest Du mit traurigem Erbarmen
Die Jammernoth der Leidenden und Armen.

Willst Du mit reinen Freuden Dich erquicken,
So freue Dich der blühenden Natur;
Dann wird der Irisbogen Dich entzücken,
Das Abendgold, die blumenreiche Flur;

Du wirst aus jeder Wiesenblum' erblicken,
Des höchsten Wesens segensvolle Spur;
Es wird Dir aus der Eos Farben lächeln,
Im Blüthenwehn, im Zephyrhauch Dir fächeln.

Und wenn der Schönheit anmuthsvolle Schleyer,
Und wenn der Jugend holde Blüthe fällt,
Verlöscht der Wangen Rosenroth und Feuer,
Entflieht der Freuden junge Feenwelt:
Den himmlischen Bewohnern bist Du theuer,
Sie lächeln Dir vom blauen Himmelszelt;
Und sinkt Dein Abend hin, auf Blumenwegen
Gehn lächelnd sie mit Palmen Dir entgegen.

An Fanny.

Rein sey immer Dein Herz, es gleiche dem
Weiße der Lilie,
Nie beflecke die Brust, Fanny, ein
sträflicher Trieb.
Gleich dem lieblichen Veilchen, gesucht vom Au-
ge des Wand'rers,
Sey bescheiden und still; — weibliche De-
muth gefällt.
Nicht im Geräusche der Welt, im stillen häus-
lichen Wirken,
Und im engeren Kreis' suche und finde
Dein Glück.
Harmlos wandle durch's Leben, beglückt durch
edlere Liebe,
Und der Dankbarkeit Kranz ziere einst,
Fanny, Dein Grab!

Die Jugendzeit.

Rosenfarben ist des Lebens Wagen,
Leicht von Zephyrn wird er hingetragen
In der Jugend holder Blüthenzeit;
Alles lächelt da uns neugebohren,
Mit dem Ringeltanze leichter Horen
Fliehn die Tage junger Fröhlichkeit.

Wie der Seifenblase Farbenschimmer
Ewig neu im lieblichen Geflimmer,
Immer schöner, prächtiger sich mahlt:
Also mahlt uns farbige Gebilde
Phantasie, und liebliche Gefilde
Ewig jung in wechselnder Gestalt.

Wie der Schmetterling um Blumen flieget,
Niedersinkt und sich erhebt und wieget,
Durch des Gartens Veilchenbeete streicht;
So umfliegt im leichten Sylphenkleide
Unser Jugendsinn die Lust und Freude,
Macht des Lebensplag uns doppelt leicht.

Doch die Rosen, die am Morgen glühen,
Am Mittag im Sonnenstrahl verblühen,
Kann der Reiz der Jugend nicht vergehn?
Heute schwärmen wir noch ohne Sorgen,
Doch wer weiß, ob wir den nahen Morgen,
Wir den nahen Abend wiedersehn.

Nina an den Mond.

O wie freundlich blickst du nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich!
Du nur hörest meine Lieder;
Holder Mond, wie lieb ich dich!

In bescheidenem Gewande
Gehst du deine stille Bahn;
Sanfter Mond, in jedem Lande
Sieht man dich mit Liebe an!

Leucht' als Bild der Lieb' und Milde
Mir in diesem Leben vor;
Freundlich hebt zu solchem Bilde
Sich mein Auge oft empor.

Da, wo Nacht und Schatten grauten,
Hellst du liebreich mir den Pfad;
Bild der innigsten Vertrauten,
Die mein Herz gefunden hat!

O drum blicke freundlich nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich;
Höre meine heitern Lieder;
Holder Mond, wie lieb' ich dich!

Das Morgenopfer.

Eine Idylle.

O wie schön ist der Morgen, wie schön der liebliche Maimond!
Wie erfreut mich der lächelnde Strahl der jüngeren Sonne,
Der die Wolken zertheilt, die purpurnen Wolken am Himmel!
Wie das Jubelgetön der Lerchen im heiteren Aether!
Und wie schmettern darein die einzelnen Töne des Finken,
Sammt der Schwalbe Gezwitscher, die schweifend die Häuser umflieget!

Also sprach mit freudigem Herzen der lächelnde
Edwin.
Blühend war er und jung, wie der wonnebringende Maimond,
Frisch wie der heitere Morgen, und schlank wie
weißliche Buchen.
Aber sein edleres Herz erhöhte die blühende
Schönheit.
Fröhlich eilt' er zum blumigen Garten, der nahe
dem Haus war,
Fröhlich erreicht' er die Pfort', umwehet vom
Winde des Morgens,
Der ihm das goldene Haar zerstreute am gebogenen Nacken.
Und er wandelte sittig einher im Reiche der Flora,
Still, einathmend den Duft der farbigen Blüthen und Blumen,
Die er selber gepflanzt und gepflegt mit fleißigen Händen.
Als er die Pfleglinge nun, die zarten, gesehen,
entlief er
Eilig zum Garten hinaus, und holte den blechernen Sprenger,
Daß er befeuchte mit kühlendem Thau die Kinder des Frühlings,

Wie er immer am Morgen und schweigenden
Abend gewohnt war.
Und er füllte den Sprenger darauf vom quellenden Brunnen,
Welcher neben am Garten in hohlem Gemurmel
dahin floß.
Doch jetzt eilt' er zuerst zum Beete der farbigen
Tulpen,
Und den Löchern entsprang in weißlichen Strahlen die Kühlung.
Dann befeuchtet er auch die buntgestäubten Aurikel,
Die er am meisten geliebt vor allen den Blumen
im Garten;
Dann die blühende Schaar der vollen und weissen Narcisse,
Und Hyazinthen darauf und gelbe Tazetten besprengt' er.
Auch der Violen vergaß er nicht, der gelben
und bläuen,
Noch der gelblichen Primel, umfaßt mit grünenden Blättern.
Also war er geschäftig, umwandelnd den blumigen Garten,
Und von röthlichen Flocken beweht der würzigen
Blüthen,

So die Winde geraubt dem nahe blühenden Kirschbaum.
Aber stehend am Fenster, dem leiß geöffneten, sah' ihn,
Ferne mit zärtlichem Blick, die junge liebliche Rosa,
So ihn gerne gesehn, den Unschuld lächelnden Edwin,
Und sie dachte bei sich, das Aug hinwendend zum Garten:
Blühend ist er fürwahr und schön! wie wandelt er dort nicht
Zwischen Blumen einher, mit edlem, gefälligem Anstand!
Seine Augen wie blau, wie blond das lockige Haupthaar!
Und sein edel Gemüth, sein Herz voll Tugend und Sanftmuth!
Aber nun eilt er hinweg! Wie wird er freudig erstaunen,
Wenn er den ländlichen Rosenaltar am Haine bekränzt sieht!
Also dachte sie still, und Seufzer entschlichen dem Busen
Heimlich. Aber der Jüngling verließ den blühenden Garten,

Eilte mit fröhlichem Sinn dem nahen Wiesen-
gefild' zu.
Und er wandelte fort, umgossen vom lauteren
Luftraum,
Horchend dem Schmettergesang der Lerchen und
grünlichen Ammer;
Neben ihm summten die Bienen um duftende
Stauden und Blümchen,
Und entschlüpften den Kelchen, beladen mit reich-
licher Beute.
Perlend glänzte der zitternde Thau im Kelche
der Blumen,
Und am lachenden Grün, womit die Wiese ge-
schmückt war.
Da nun rief er, von Wonne beseelt, der edele
Jüngling;
O wie schön ist die Natur, und welche Freuden
gewährt sie!
Dem ist knorrige Eiche die Brust, und kälter
denn Marmor,
Der nicht Wonne genießt in ihrem so herrlichen
Anschau'n;
O wie groß ist der Schöpfer, der Vater un-
zähliger Wesen,
Der den Frühling erschaft, und uns im liebenden
Arm hält!

Freude

Freude soll alles empfinden, was lebt und webet hienieden,
Ist sein heiliger Wille, das spricht so laut die Natur aus.
Und wir sollten nicht hören die Stimme des liebenden Vaters?
Also sprach er, und wandelte hin zur blumigen Anhöh',
Die mit blöckenden Schafen und hüpfenden Lämmern bedeckt war,
Drauf zum Saatengefild, dem grünaufsprossenden, eilt' er,
Das, vom kühlenden Winde bewegt, in säuselnder Wallung
Reichlichen Segen versprach, und Hoffnung der kommenden Erndte.
Als er die Furchen durchging, die engen, siehe, da stutzt' er.
Eine Lerche mit lautem Geschwirr' entstürzte der Saat sich
Plötzlich, und schwebte hinauf, sich bergend im Aether.
Ach, sie hatt' ein niedliches Nest im niederen Kornfeld,
Das sie aus Moos und Sträuchern gewölbet, und brütete sorgsam.

Durch die Tritte des Jünglings erschreckt, des kommenden, flog sie
Aengstlich davon, besorgt um die niedlichen Eier im Neste.
Aber nichts Böses gedachte dem zärtlichen Vogel der Jüngling,
Ruhig eilt' er vorüber, und kam zur duftenden Birke,
Welche die Aecker bekränzt, ambrosische Düfte verbreitend;
Ringsum jubelten Knaben, und lockten ihr süßlichen Saft ab.
Jetzo war er dem Haine genaht von grünenden Buchen,
Wo ein ländlicher Rasenaltar am schattigen Eingang
Prangete, den er selber gebaut mit seinen Gespielen.
Oft am grauenden Morgen enteilt' er fröhlich zum Buchhain,
Oft am schweigenden Abend, wenn still die Sonne dahin sank,
Um zu beten am Rasenaltar, und Blumen zu opfern.
Und er eilte hinzu, und freudiges Staunen ergriff ihn,

Als er prangen ihn sah', und geschmückt mit
farbigen Kränzen.
Wer wohl hat ihn mit Blumen geschmückt am
frühesten Morgen?
Meine Schwester gewiß, mir plötzliche Freude
zu machen;
Ja! sie hat es gethan, sie sagt' es neulich mir
selber:
Bruder, du wirst ihn einmal gewiß mit Blu-
men bekränzt seh'n.
Also dacht er, ihn trügte der Sinn; nicht war
es die Schwester,
Rosa war es allein, sie kränzte mit Blumen
den Altar,
Denn sie liebt' ihn heimlich, den Jüngling. Am
frühesten Morgen
War sie zum Haine gegangen, ihr Körbchen,
das weidene, tragend,
Das sie mit Kränzen gefüllt von Blumen des
Garten und Feldes.
Sie vertraut es keiner, als Edwin's Schwe-
ster, Elmira,
Diese sagt es ihm nun, doch ihre Rosa ver-
schwieg sie.
Aber Edwin freute sich sehr der herrlichen
Aussicht

In das gewundene Thal, umflossen vom rieselnden Bächlein,
Welches Erlen bekränzten und Balsam schwitzende Pappeln.
Weithin konnte er sehen die grünenden Saatengefilde,
Dann die blumigen Wiesen, bewohnt von spielenden Kindern,
Glänzende Weiher auch, umschifft von schneeigen Schwänen.
Jetzo brach er sich Blumen am schattigen Haine der Buchen,
Legt' am Rasenaltar, ein ländliches Opfer, sie nieder,
Heiliges Wonnegefühl durchdrang das edle Herz ihm,
Und er sang ein heiliges Lied in hoher Begeist'rung:

Vater, sieh von deinen Höhen,
Auf mich Jüngling sieh hernieder,
Nimm mein kleines Opfer an!
Deiner Gottheit heilig Wehen
Rausch' in säuselndem Gefieder,
Hebe selig mich hinan!

Um mich her ist alles Wonne,
Alles Wonne auf der Freye,
    In dem Tempel der Natur;
Festlich strahlet uns die Sonne,
Aus des Aethers heit'rer Bläue,
    Festlich prangt die Blumenflur.

Eingewiegt in goldne Träume,
Was nur lebt und webt hienieden,
    Es empfindet frohen Muth.
Vögel in den blauen Räumen,
Und der Käfer in den Blüthen,
    Und der Fisch in seiner Fluth.

Welche Freude, welch' Entzücken,
Strömt und strömt durch meine Seele,
    Hebt zum Himmel mich empor!
Ja der Freude Blumen pflücken
Kann nur der, der ohne Fehle,
    Der die Unschuld sich erkohr.

Heil dem Jüngling, der die Jugend,
Seines Lebens Frühlingsmorgen,
    Vater, dir zum Opfer weiht!
Wandelnd auf dem Pfad der Tugend,
Lebt er frei von innern Sorgen,
    Lebt er für die Ewigkeit.

Drängt ihn auch der Leiden Welle,
Nur ein Blick zum Grab hinüber,
Und ihr Brausen ist gestillt.
Droben fließt des Lebens Quelle,
Blüht ein Morgen, den kein trüber
Wolkenschleier ihm verhüllt.

Laß' mich zu den heil'gen Palmen,
Zu dem Heiligthume schweben,
Wo der Sieger Kronen weh'n,
Wo die Seraphim mit Psalmen,
Auf den Harfen dich erheben,
Lächelnd auf uns niederseh'n.

Vater, sieh von deinen Höhen,
Auf mich Jüngling sieh hernieder,
Nimm mein kleines Opfer an!
Deiner Gottheit heilig Wehen
Rausch' in säuselndem Gefieder,
Hebe selig mich hinan!

Also sang er. Ihn hörte vom Himmel der ewige Vater,
Segnend nahm er es an, mit Wohlgefallen das Opfer.

Aber die seligen Engel, bewohnend die himmlischend Auen,
Prangend im Lilienkranz, sie sahen hernieder vom Himmel,
Freuten des Opferers sich, und sprachen, der eine zum andern:
Dieser Jüngling fürwahr ist fromm und edelen Herzens,
Werth, ein Engel zu seyn in unseren Blumengefilden.

Analogien.

I.

Die Lebensalter des Tages.

Tage sind Kinder der Zeit: sie blühen, sie reifen, sie altern,
Und in die Schatten der Nacht hüllt sich auch endlich ihr Tod.
Nütze sie, wie die Natur es gebeut: Es schlafe das Kindlein
Kaum erst gebohren; es sey rüstig der Jüngling und wach;
Aber er lerne zugleich, und wecke die Schärfe des Geistes;
Fruchtbar sey Phantasie, nur sey ihr Gatte Verstand.
Pflücke so emsig die Blüthe des Tag's, wie die Blüthe des Alters;
Reift er zum Manne: der Mann wirke mit thätiger Kraft;

Gönne dem Greise den Ruhegenuß und sinnenden Rückblick;
Stirbt er: so segn' ihn, und eil', ihn zu bestatten im Schlaf.

2.

Eisen und Herzen.

Eis bricht Eisen, und Glut beugt Eisen: Erkenne, das kalter
Starrsinn das beugsamste bricht, Wärme das Härteste beugt.

3.

Gleissen und Glänzen.

Zwischen Gleissen und Glänzen den Unterschied lehrt das Verdunkeln:
Stellt je Gleissen sich her? — aber wie herrlich der Glanz!

Chinesische Sprüche.

I.

Freuden.

Es gibt drei nützliche und drei schädliche Freuden. —

Nützliche.

Die Freude, die aus der Erfüllung unserer Pflichten entsteht.

Die Freude über das Lob rechtschaffener Menschen.

Die Freude, welche aus der Freundschaft entspringt.

Schädliche.

Die Freude an der Eitelkeit.

Die Freude an der Faulheit.

Die Freude über die Wollüste eines Gastmahls.

2.

Freunde.

Es gibt drei nützliche und drei schädliche Freunde.

Die ersten sind: Tugendhafte, Redliche und Gelehrte.

Die andern aber: Heuchler, Schwätzer und Schmeichler.

3.

Gespräche.

Es gibt drei Arten von Gesprächen, denen wir unser Ohr nicht leihen dürfen:

Diejenigen, welche listige Streiche oder ungerechte Unternehmungen betreffen.

Diejenigen, die uns einen unbilligen Vortheil vorschlagen; — und

Diejenigen, die von einem unreinen Herzen zeugen.

Dreierlei Dinge erkennt man nur b
dreierlei Gelegenheiten:

Die Tapferkeit im Kriege;

Den Weisen im Zorn; und

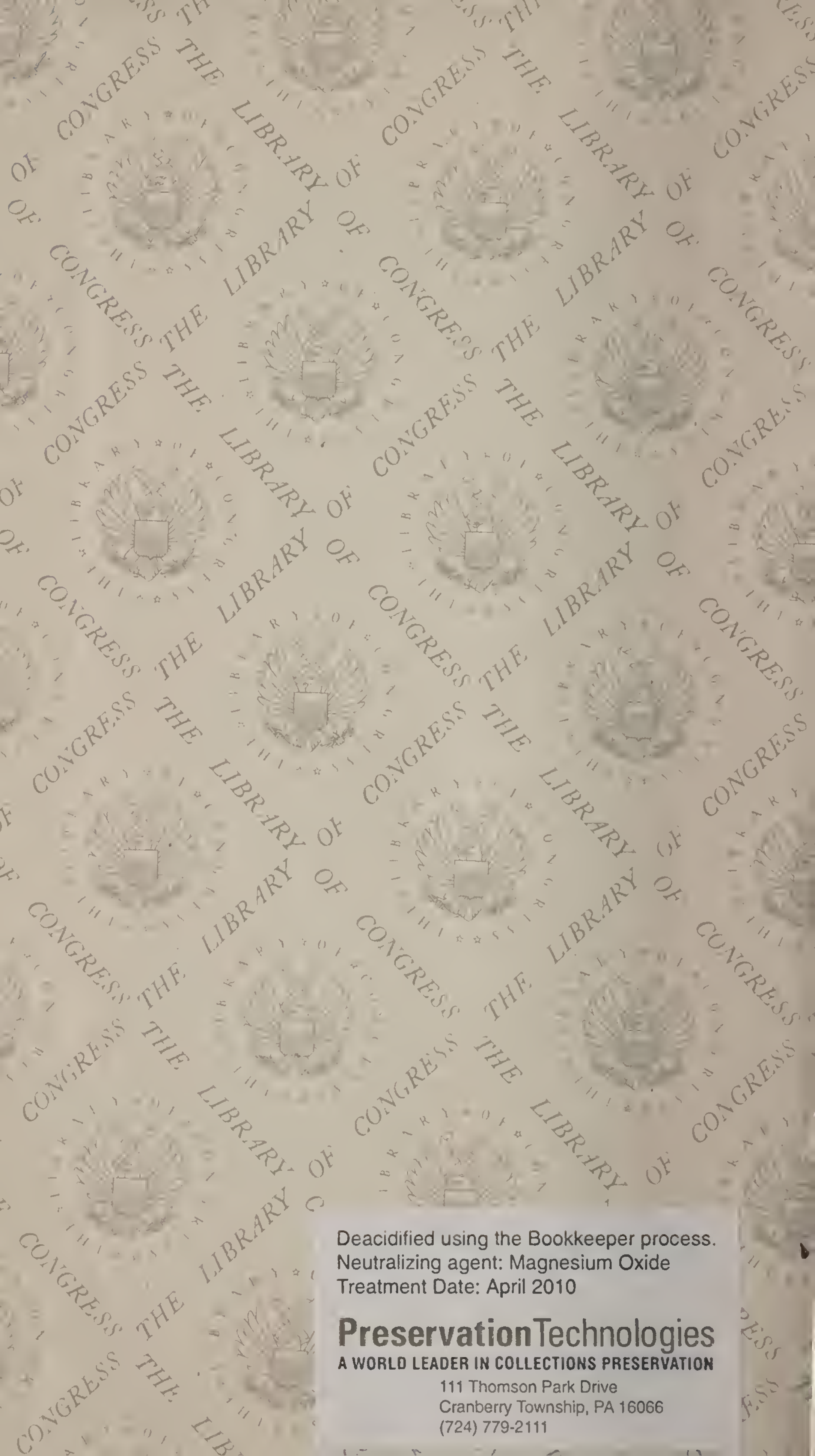
Den Freund in der Noth.

Die wahre Weisheit besteht in drei Dingen:

In der Ehrerbietung gegen die Religi..

In der Geduld im Unglück; und

In der Klugheit zu leben.




LIBRARY OF CONGRESS
0 003 459 556 2